Louise,
Prinzessin von Montpensier.

Historischer Roman
aus der Pariser vornehmen Welt

von

J. Satori-Neumann.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Louise,

Prinzessin von Montpensier.

Zweiter Theil.

Der Herzog von Grammont saß der Prinzessin von Montpensier beinahe seit einer Stunde gegenüber, denn sie spielten mit großem Interesse Schach, und es blieb schon lange ungewiß, wer von ihnen den Sieg, die Partie gewonnen, den Andern matt gemacht zu haben, davontragen würde.

Nicht weit von ihnen entfernt, in einer Fensternische, beschäftigte sich Frau von Riancourt mit einer Stickerei. Allein sie sah oft darüber weg nach den Schachspielenden hin, um zu erfahren, auf welche Seite die Vortheile sich neigten, während Clara, im Hintergrunde des Gemaches, mit ihrem Verlobten Arm in Arm auf- und niederging, indem sie sich ganz leise einander zuflüsternd unterhielten, um die beiden Schachspielenden nicht durch ihr Geplauder zu stören.

Plötzlich richtete sich die Prinzessin auf, indem sie sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, mein theurer Freund,

so wollen wir das Spiel aussetzen, denn ich empfinde eben eine ganz besondere Beklommenheit des Herzens.

„Ich habe es mir gedacht, daß es endlich so kommen würde," sagte Frau von Riancourt mit tadelndem Tone, „denn bei so guter Witterung stundenlang im Zimmer bei geschlossenen Fenstern zu sitzen, ist — wenn ich mich gelinde ausdrücken will —"

„Eine Thorheit," unterbrach sie der Herzog lachend, „das wollten Sie doch sagen, meine verehrte Freundin?"

„Nun, das wäre ja nicht gelinde ausgedrückt," erwiederte Frau von Riancourt gleichfalls heiter, „vielmehr sehr hart, und eine solche Schuld möchte ich nicht gerne auf mich nehmen. Im Gegentheil, ich finde es nur von Ihnen etwas sonderbar, daß Sie die Prinzessin nicht zu überreden suchen, sich in den Garten zu begeben, wo die Luft so erquickend ist, und das Schachspiel für die Winterabende aufzubewahren."

„Ach, dann wird sie sich lieber mit ihrem Gemahl unterhalten," erwiederte der Herzog, „als mir alten Mann die Zeit vertreiben. Aber Sie haben recht, wir wollen uns jetzt in's Freie begeben."

„Ich stimme Ihnen bei," sagte die Prinzessin, „denn dort wird mir hoffentlich weniger beklommen, als hier, zu Muthe sein. Auch soll doch heute der General kommen, wenn ihn nicht, so wie gestern, dringende Dienstgeschäfte davon zurückhalten."

„Ich begreife nicht, worin diese bestanden haben

können," erwiederte der Herzog, „da ich mich schon einige Tage hier aufhalte, sowie mein Sohn gleichfalls, weshalb wir Beide seit vorgestern den Marquis nicht gesprochen haben."

„Warum er nur nicht darüber schreibt," sagte die Prinzessin mit einem mißbilligenden Tone.

„Er wird schon heute eintreffen," meinte Frau von Riancourt, indem sie sich aufrichtete, bei dieser Gelegenheit aus dem Fenster sah und zugleich fortfuhr: „aber — es kommt ein Diener in königlicher Livree zu Pferde angesprengt."

„Gerechter Gott!" rief die Prinzessin erschrocken aus, „es wird doch dem Marquis kein Unglück zugestoßen sein!"

„Nicht doch," sagte der Herzog, nicht ganz gleichgiltig, und eilte hinab, um schnell zu erfahren, was es gäbe.

Gleich darauf kehrte er mit dem Briefe zurück, den der König geschrieben hatte, indem er, ihn der Prinzessin überreichend, sagte: „dachte ich es doch, daß die Sache nicht von besonderer Bedeutung sein würde. Der Brief enthält sicher nur die Einladung zu einem Hoffeste. Aber sonderbar — der König selbst hat die Adresse geschrieben, das ist ungewöhnlich."

Die Prinzessin erbrach das Schreiben, während die Uebrigen sie umstanden. Aber kaum hatte sie flüchtig einige Augenblicke gelesen, als sie laut aufschrie, den

Brief fallen ließ, und dem neben ihr stehenden Herzog von Grammont halb ohnmächtig in die Arme sank.

„Mein Gott!“ riefen Alle, wie aus einem Munde, „was ist denn geschehen? was ist vorgefallen?“

Der Herzog trug die Prinzessin auf ein Ruhebett, nahm dann den Brief, las ihn, und sagte mit Bestürzung: „Es ist unbegreiflich, wie die Sache zusammenhängt; um uns darüber so schnell als möglich eine Aufklärung zu verschaffen, will ich gleich nach Paris fahren, allenfalls selbst den König zu sprechen suchen.“

Die Uebrigen hatten indessen den Brief gleichfalls gelesen. Sie standen vor Schrecken wie versteinert da, und nur die Prinzessin weinte krampfhaft.

„Lassen Sie doch schnell anspannen,“ fuhr der Herzog fort, „denn hier gilt es, nicht zu säumen.“

Er führte seinen Vorsatz aus, und als er zufällig dem Kriegsminister am Eingange des Louvers begegnete, so erfuhr er durch diesen das Vorgefallene mit grellen Farben ausgemalt.

Er verfügte sich also darum zum König, um bei diesem eine Fürbitte für den Marquis einzulegen.

Der König empfing den Herzog von Grammont zwar, wie dieser es von ihm gewohnt war, sehr freundlich. Als er jedoch von dem Marquis von Puiguilhem mit ihm sprechen wollte, und mir dessen Namen nannte, unterbrach der auf ihn sehr Erbitterte den Herzog schnell, indem er sagte: „Kein Wort von diesem Unwürdigen;

bei dem Verluste meines Wohlwollens, keine Sylbe über einen Unverschämten, der es nicht werth ist, daß Sie sich für ihn verwenden.“

Der Ton, womit der König sprach, und noch mehr sein sehr finsteres Aussehen, machten den Herzog verstummen. Darum konnte er ungehindert fortfahren: „Sagen Sie gefälligst der Prinzessin von Montpensier, daß sie ja jeden Schritt, der sie als unbesonnen bezeichnen könnte, unterlassen, und daß sie sich überhaupt als nicht mit dem Herrn Marquis von Puiguilhem verlobt betrachten möchte.“

„Ew. Majestät sprechen ein hartes Machtgebot aus,“ sagte nun der Herzog neuermuthigt, „und wollte ich es der Prinzessin von Montpensier wiederholen, so wäre es möglich, daß ich sie damit, bei ihrer Reizbarkeit der Nerven, tödtete. Beharren nun Ew. Majestät dabei, daß die Prinzessin es vernehmen soll, so will ich wenigstens nicht der Ueberbringer desselben sein, und bitte meiner Freimüthigkeit wegen Ew. Majestät um Vergebung. Haben Sie die Gnade, Ihren Auftrag einem Andern zu ertheilen.“

Der König fühlte sich durch des Herzogs Erwiederung verdrießlich gestimmt, und sagte mit mürrischem Tone: „Gut so, Herr Herzog. Sie soll meine Willensmeinung durch mich selbst erfahren, wenn es etwa ihr einfallen sollte, mich um eine Abänderung derselben anzugehen.“

Nach diesen Worten entließ er den Herzog durch eine Bewegung der Hand.

Dieser entfernte sich, fuhr nach dem Schlosse Choisy zurück und theilte der Prinzessin von Montpensier aufrichtig mit, wie sich die Sache verhielt, da er nicht wußte, wie es möglich zu machen sei, daß er sie zu schonen vermöchte.

Man hatte ihn in einer ängstlichen Spannung des Gemüths zurückerwartet, und als nun die Prinzessin das Vorgefallene vernahm, wollte sie sogleich nach der Stadt fahren, um bei dem Könige sich für ihren Verlobten zu verwenden. Allein der Herzog beschwor sie, in dieser Angelegenheit seinem Rath zu befolgen, der lautete: sie möchte sich nicht übereilen, weil sie im Gegentheil die Sache nicht ändern, wohl aber für alle künftige Zeiten Alles verderben könnte.

Die Prinzessin war über diesen Aufschub untröstlich und drang wenigstens damit durch, daß sie an den König schreiben und in den rührendsten Ausdrücken ihn um die Freiheit ihres Verlobten bitten wollte, welchen Vorsatz sie noch desselben Tages ausführte, ohne damit ihren Zweck zu erreichen; denn Frau von Montespan überredete ihren königlichen Geliebten, die Prinzessin von Montpensier abschläglich zu bescheiden. So kam es auch, nachdem sie den zweiten Versuch anstellte, um ihren Zweck zu erreichen, und ihren dritten Brief beantwortete der König gar nicht mehr. Sie begab sich also selbst nach Paris.

Der König empfing sie ziemlich freundlich. Er

ließ sie auch vollständig ihm ihr Gesuch vorstellen, dann aber erwiederte er ihr lachend, daß noch keine Chronik von Frankreich davon erzählt, wie eine Prinzessin von königlichem Geblüte, sich beinahe fußfällig bei einem ihrer nächsten königlichen Verwandten für die Freiheit eines von ihnen verabschiedeten Generals bemüht habe."

„Dieser verabschiedete General ist aber mein Verlobter —"

„Gewesen," unterbrach sie der König, „da ich auf die Ehre, mit ihm verwandt zu werden, unter den obwaltenden Umständen verzichten muß; denn ich glaube, der neugebackene Herr Vetter wäre im Stande, ein Gelüste zu bekommen, mich wie einen Knaben mit der Ruthe zu züchtigen, wenn ich nicht immer so thäte, wie er es wünschte; und darauf möchte ich es nicht ankommen lassen, sondern will Sie, so wie mich, vor der Brutalität dieses Menschen dadurch beschützen, daß ich ihn unschädlich mache, was Sie mir Dank wissen müssen, was Sie später schon werden einsehen lernen, und dann erinnern Sie sich unserer jetzigen Unterredung."

Die Prinzessin wollte ihm etwas erwiedern, allein in demselben Augenblicke ward ihm der Gesandte eines auswärtigen Hofes gemeldet. Sie mußte sich also entfernen, ohne etwas bei dem Könige ausgerichtet zu haben.

Völlig trostlos langte sie im Palais Luxembourg an, wo Herr Lamin sie erwartete, und gerührt durch

ihren Schmerz sich zu jedem Dienste erbot, womit sie ihn beehren würde.

„O," erwiederte sie darauf mit schmeichelndem Tone, „wenn das Ihr Ernst ist, so suchen Sie es dahin zu bringen, daß Sie meinem Verlobten einen Brief von mir können zukommen lassen. Mein Dank dafür würde grenzenlos sein."

„Zwar weiß ich in der That nicht, wie ich das bewerkstelligen soll, und ob es überhaupt wird möglich sein. Allein ich werde unternehmen was ich nur irgend vermag, um das Verlangen Ihrer Hoheit zu erfüllen."

Es zeigte von großem Edelmuthe, daß Herr Lamin sich dazu erbot, denn sein Inneres sträubte sich eigentlich dagegen. Er dachte jedoch bei ihrem Schmerze nur daran, diesen zu mildern, indem er ihr einen wichtigen Dienst leiste, ohne sich selbst dabei zu berücksichtigen.

Sie benutzte also die nächsten Stunden, einen langen Brief an ihren Verlobten zu schreiben, welchen Herr Lamin, im Falle es ihm irgend möglich sei, zu befördern versprach, worauf sie sich wieder zurück zu ihren Freunden verfügten.

Erst scheiterten eine Menge der verschiedenartigsten Versuche, welche Herr Lamin anstellte, um den Brief der Prinzessin ihrem Verlobten zustellen zu können, bis es ihm endlich gelang.

Der Sohn seines Schuhmachers hatte fertige Arbeit nach der Bastille zu bringen und übernahm die Besorgung. Auch versprach er eine Antwort darauf zu bringen.

Die Sache hing so zusammen: Die Gefangenen durften täglich zwei Mal, zu festgesetzten Stunden, auf einen Rasenplatz, der mit Bäumen eingefaßt war, und sich in einem der Höfe der Bastille befand, lustwandeln, und diese Gelegenheit wollte, gegen eine reiche Entschädigung, der kluge Jakob René benutzen, um den Marquis von Puiguilhem, den er persönlich kannte, im Vorbeigehen zuzuflüstern, daß er einen Brief für ihn im hohen Grase, unter einer steinernen Bank, verbergen wolle, die an der einen Seite dieses Rasenplatzes sich befand, und dahin sollte er auch das Antwortschreiben legen, indem er sich stelle, als wolle er auf dieser Bank sich niederlassen.

Das Unternehmen glückte wunderbar und der Briefwechsel wurde auf diese Weise zwischen den beiden Liebenden fortgeführt, indem jedes Schreiben in ein Stück grünes Zeug gewickelt war, damit man es nicht vom Grase unterscheiden konnte, und jeden Abend in der Dämmerung verrichtete der schlaue Jakob dieses Geschäft, wenn er die den Tag über neu gewichsten Stiefeln an ihre Eigenthümer ablieferte, wie sein Meister die Besorgung übernommen hatte.

Mehr aber, als diese Begünstigung des Schicksals,

die sie einzig nur Herrn Lamin zu verdanken hatten, wurde den beiden Liebenden vom Himmel nicht gewährt, da der König unerbittlich blieb, und so verging der ganze Sommer.

Weil nun nicht abzusehen war, wann die Prinzessin von Montpensier dazu gelangen würde, daß sie sich mit dem Marquis von Puiguilhem vermählen könnte, so drang sie darauf, daß Clara, ihre Freundin, wenigstens sich müsse trauen lassen, worauf sie endlich einging, und sich nur erbat, daß diese heilige Handlung in aller Stille vollzogen werden dürfe, indem eine glanzvolle Hochzeit und viele Gäste sich nicht zu Aller Stimmung passe.

Auch die Uebrigen traten dieser Meinung bei, und so führten sie denn diesem Vorsatz aus.

In der kleinen Schloßcapelle ward die Trauung von dem in der Nähe wohnenden Geistlichen vollzogen, und als sie von dort zurück nach dem Schlosse kamen, eilte die Prinzessin sogleich in ihre Zimmer. Hier aber warf sie sich vor einem Sessel nieder auf die Knie, verbarg ihr Gesicht, indem sie es mit den beiden Händen verhüllte, in dem Kissen und weinte heftig, denn wie wenig Hoffnung blieb ihr übrig, so glücklich zu werden, wie ihre Freundin.

Zu was half es ihr nun, daß sie so unermeßlich reich war, wenn der Marquis vielleicht sein ganzes Leben lang seiner Freiheit beraubt blieb, wie es den Anschein

hatte, sie mithin nicht seine Gemahlin werden konnte? Was glich dann ihrem Unglücke, was ihrem Schmerze darüber?

Sie war zufällig in der Nähe des Herzogs von Grammont, der sie jedoch nicht wahrnahm, als er mit seinem Sohne eben von Paris angelangt war, und nun zur Frau von Riancourt sagte: „Haben Sie etwa schon erfahren, daß der Graf von Lüdre, ein naher Verwandter der Marquise von Montespan, Großmeister der gesammten Artillerie geworden ist, mithin die Stelle erhalten, um welche Herr von Puiguilhem zur Befriedigung seiner Wünsche nachgesucht hat?"

Die Prinzessin mußte das als einen Beweis der fortdauernden Ungnade des Königs gegen ihren Verlobten betrachten, und ihre Traurigkeit darum vermehrte sich bis zum bitteren Schmerz, mit dem im Herzen sie ihr Zimmer aufsuchte.

Gleich nach der Trauung vermißte sie der Herzog von Grammont; er gesellte sich also der Frau von Riancourt bei, welche sich bemühte sie aufzusuchen, und Beide fühlten tiefes Mitleid mit ihrer Lage, obgleich sie ihr lieber einen anderen Gatten gewünscht hätten, als diesen Heftigen und Ehrgeizigen, weil sie diesem nicht zutrauten, daß er sie für die Dauer beglücken könnte.

Sie fanden die Prinzessin noch heftig weinend, und der Herzog gab ihr nun einen Rath, mit der Hoff=

nung, daß sie durch die Ausführung desselben den Zorn des Königs zu besänftigen im Stande sei.

Sie sollte diesem nämlich den Glauben einzuflößen suchen, daß es ihr hauptsächlich nur darum zu thun sei, dem Marquis von Puiguilhem zu seiner Freiheit und zu seinem völlig freien Willen zu verhelfen, sich zu begeben, wohin er wolle; ja, daß sie für diesen Fall sogar bereit sei, den Plan, sich mit ihm zu vermählen, aufzugeben.

„Wie aber dann,“ erwiederte die Prinzessin, „wenn er verlangt, daß ich Wort halte?“

„Nun,“ antwortete der Herzog, „im schlimmsten Fall schieben Sie Ihre Vermählung mit dem Marquis wirklich auf, und wir benutzen indessen jedes nur erdenkliche Mittel, um den König zu einer Aenderung seines Willens zu vermögen.“

„Ach,“ rief die Prinzessin mit vermehrten Thränen aus, „ich fürchte, daß der Marquis bei Hofe Feinde hat, die mächtig auf die Beschlüsse des Königs zu wirken vermögen, und es nicht versäumen werden, seinem Zorn gegen ihn immer neue Stacheln zu verleihen.“

„Das ist freilich zu befürchten,“ sagte der Herzog; „wenn er jedoch nur erst wieder seine Freiheit erhalten hat, so steht die Sache doch nicht so übel, wie in dem gegenwärtigen Augenblicke, denn Sie werden ja doch nicht daran denken, sich mit einem Andern zu vermählen, und —“

„Nein, niemals,“ unterbrach ihn die Prinzessin; „lieber würde ich sterben, als ihm entsagen.“

„Nun,“ sagte der Herzog, „dann wäre also das Schlimmste für Sie Beide, wenn Sie sich dazu entschließen müßten, es mit Geduld abzuwarten, bis der König seinen Groll gegen den Marquis hat schwinden lassen, und wir können nicht vorher berechnen, ob nicht vielleicht es schon bald so kommen wird.“

„Man hat wohl solche Beispiele,“ sagte Frau von Riancourt, und der Herzog fuhr fort: „so habe ich erfahren, daß der Graf von Lauzun, aus Schrecken über die Gefangennehmung seines Sohnes, bedeutend erkrankt sein soll. Vielleicht bewegt der Umstand den König, diesen alten Mann zu schonen, da dieser einmal in einer Schlacht ihm das Leben gerettet hat, und er giebt deshalb den Marquis frei.“

„Daran denkt der König längst nicht mehr!“ rief die Prinzessin mit erbittertem Tone aus.

„Das kann wohl sein,“ stimmte der Herzog bei, „aber dann geschah es nur aus Leichtsinn, und ich werde ihn daran erinnern, welche Pflichten der Dankbarkeit er gegen den alten Grafen von Lauzun zu erfüllen hat. Wenn aber auch das zu keinem gewünschten Resultate führt, so wenden Sie sich an seine Gemahlin, die zwar in der Regel sich nie einem Beschluß des Königs zu widersetzen pflegt, nie eine Fürbitte für Jemanden bei ihm anbringt, weil sie am Anfange ihrer Ehe die Erfahrung gemacht hat, daß sie damit zurückgewiesen wurde, weshalb sie sich fest vornahm, sich dem nicht nicht mehr

auszusetzen, und Wort hielt; aber doch vielleicht zu Ihren Gunsten diesen Vorsatz aufgiebt."

„Ich glaube sogar, daß sie sich mit Erfolg für den Marquis verwenden wird," fuhr der Herzog fort, als er wahrnahm, daß die Prinzessin ungläubig den Kopf schüttelte; „gerade darum glaube ich es, weil sie sich schon seit vielen Jahren für keinen Menschen in irgend einer Angelegenheit verwandt hat."

„Ach, warum habe ich doch nicht eher diesen Weg eingeschlagen!" rief die Prinzessin neuermuthigt aus, indem ihre Thränen versiegten.

„O, ich habe schon daran gedacht," erwiederte der Herzog, „allein, weil wir dieses Mittel zu einem guten Zwecke als das letzte betrachten müssen, so zauderte ich noch damit, es Ihnen vorzuschlagen. Dann aber hatte ich dazu noch einen andern Grund."

Als der Herzog jetzt stockte, sagte die Prizessin lebhaft: „Welchen? o, ich bitte, fahren Sie fort."

„Darf ich aber auch ganz aufrichtig sprechen, ohne zu befürchten, daß Sie mir darum böse werden?"

„Wie könnte ich Ihre gute Absicht verkennen," antwortete die Prinzessin, ihm dabei die Hand reichend, „da Sie mir von jeher eine wahrhaft väterliche Liebe bewiesen haben?"

„Die fühle ich, der Freundschaft Ihres seligen Vaters wegen, auch wirklich für Sie," betheuerte der Herzog, „und darum sollen Sie ohne jede Verleumdung

erfahren, wie ich denke. Ich hoffte, ich hoffte aus eben dem Grunde, daß Ihre Vermählung mit dem Marquis von Puiguilhem rückgängig werden möchte, wie ich es darum, weil Sie dabei leiden würden, fürchtete; denn — Sie werden mit ihm nicht glücklich. Nein, dieser Mann vermag für die Länge die Wünsche Ihres Herzens nicht zu befriedigen."

„Er liebt mich in eben dem Grade, wie ich ihn," versicherte die Prinzessin, „weshalb also —"

„Jeder hat seine eigene Ansicht," sagte der Herzog, „und die meinige ist, daß er eigentlich nur einen Götzen anbetet: den Mammon, daß sein Herz nur Raum für eine Leidenschaft hat, für seinen grenzenlosen Ehrgeiz, und daß seine immer ungezügelte Heftigkeit auch eben keine angenehme Zugabe ist. Aus diesem Grunde also wollte ich erst noch diese Vorstellung an Ihr Herz legen, bevor ich Sie zum letzten Mittel schreiten lasse, um durch dessen Anwendung den Marquis zu befreien."

„Sie irren sich in ihm," sagte die Prinzessin lächelnd, „denn wenn er auch wirklich in einem etwas zu hohen Grade heftig ist, ich will es allenfalls einräumen, so ist doch seine Liebe zu mir noch größer, als diese allerdings nicht zu billigende Eigenschaft seines Charakters."

Frau von Riancourt hatte sich früher einen Augenblick entfernt; aber sie war gleich wieder zurückgekommen, und vernahm jetzt noch, daß der Herzog, die Achsel

zuckend, sagte: „Nun, ich habe Sie zu rechter Zeit gewarnt, und das ist Alles, was von meiner Seite geschehen kann, um Sie vor Unglück zu bewahren. Möchten Sie nie Ursache finden, es zu bereuen, wenn Sie mir keinen Glauben schenken.“

„Aber auch ich muß die Pflicht einer wahrhaft mütterlichen Liebe gegen Dich erfüllen,“ sagte nun Frau von Riancourt, indem sie der Prinzessin ein Papier vorhielt. „Sieh’, erkennst Du diese weibliche Gestalt?“

„Ich soll es sein,“ sagte die Prinzessin, das Bild näher betrachtend, „die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Doch — woher hast Du dieses Bild, und was soll sein Inhalt bedeuten?“

„Die Auslegung überlasse ich Dir,“ erwiederte Frau von Riancourt, „und theile Dir nur mit, wie es in meinen Besitz gekommen ist. Ich fand es fest damals in Deine Hand gepreßt, als wir Dich, ohnmächtig im Garten geworden, antrafen, nachdem Du Dich zum dritten Male vor einem Greis entsetzt hattest, den Du von da an nie wieder sahest.“

Die Prinzessin erschrak, betrachtete das Bild noch genauer, suchte sich aber zu fassen, worauf sie sagte: „Ich kann es mir jetzt natürlich erklären, wie die Sache zusammenhängt. Irgend ein Freund meinte es gut mit mir, wollte mich von einer Vermählung mit dem Marquis zurückhalten. Ihr Alle seid mir in Liebe zu-

gethan, und ich werde nie im Stande sein, Euch dafür zu danken; aber —"

„Genug davon, und kein Wort weiter, liebe Freundin —" er sah dabei Frau von Riancourt an, „kein Wort weiter von unsern Befürchtungen; lieber wollen wir uns zu dem Brautpaare begeben und suchen, mit diesen und den andern lieben Gästen froh zu werden."

Er ließ die Prinzessin nicht mehr zum Worte kommen, sondern führte sie mit sanfter Gewalt in den kleinen Kreis der Gäste, die nur aus der Familie Grammont ganz nahe befreundeten Personen bestanden.

Sowohl der Herzog von Grammont — weil die Prinzessin von Montpensier es so von ihm erbat — wie sie, thaten alles nur irgend Erdenkliche, um den Marquis zu befreien, was ihnen jedoch nicht gelungen, weil der König Jedem, der dahin wirken wollte, sein Ohr verschloß, wenn nicht ein besonderer Umstand eingetreten wäre.

Der Graf von Lauzun schrieb einen langen Brief an den König, und der Tod übereilte ihn, noch bevor er ihn abschicken konnte. Man fand ihn schon versiegelt und überschrieben auf seinem Schreibtische, und eine Frau, welche seiner Wirthschaft vorstand, beförderte diesen Brief, weil sie annahm, daß es so der Wille des Verstorbenen gewesen sei.

Der König vernichtete das empfangene Schreiben des nun schon Todten, gleich nachdem er es gelesen hatte, und sprach damals gegen keinen Menschen von dem Inhalte desselben, jedoch später gegen seine Vertrauten, daß der Graf ihm die Stunde seines Todes vorher gemeldet und ihm angedroht habe, ihm Tag und Nacht keine Ruhe zu gönnen, sondern ihm zu erscheinen, um ihn fortgesetzt zu ängstigen, wenn er seinen in herzerschütternden Worten ausgedrückten Bitten um die Befreiung seines Sohnes nicht nachgebe.

Da nun der König, wie es allgemein bekannt, bis zur Uebertreibung abergläubisch war, so ließ er zwar schnell den nunmehrigen Grafen von Lauzun in Freiheit setzen; aber er hielt sich auch hauptsächlich nur an diese bestimmte Forderung des Verstorbenen, dagegen er fest bestimmte, daß von der Vermählung des Grafen mit der Prinzessin von Montpensier weiter keine Rede mehr sein dürfe, und benachrichtigte sogar, als nächster Verwandter der Prinzessin, die auswärtigen Höfe von der Auflösung dieser Verbindung, wie er früher voreilig zu früh sie ihnen angezeigt hatte. Zugleich aber ernannte er den Grafen zum Hauptmann der königlichen Schloßwache, um ihm auf diese Weise das Weiterschreiten in der militairischen Laufbahn zu erleichtern.

Eines Theiles war die Prinzessin von Montpensier außer sich vor Freude, als sie erfuhr, was der König beschlossen hatte, weil ihr dadurch die Möglichkeit wurde,

daß sie den Marquis künftig täglich sehen und sprechen konnte; aber andererseits beunruhigte sie die so öffentlich ausgesprochene Erklärung des Königs, daß ihre Verlobung mit dem Grafen nicht mehr als bestehend zu betrachten sei.

Allein ihre Freunde trösteten sie mit dem bekannten Sprichworte: daß die Stadt Rom nicht in einem Tage gebaut worden sei, und sie deshalb der Hoffnung leben könne, daß der König sich endlich wieder mit dem Grafen von Lauzun versöhnen möchte.

Mit Entzücken schloß sie den Grafen in ihre Arme, als er, gleich nachdem man ihn in Freiheit gesetzt hatte, zu ihr geeilt kam; allein es beunruhigte sie nachher umdestomehr, als sie wahrnahm, daß er keineswegs so froh war, als sie, und ebensowenig beglückt durch dieses Ereigniß.

Sie forschte deshalb mit inniger Theilnahme nach der Ursache seiner jetzigen Betrübniß, worauf er ihr erwiederte: „Wie vermöchte ich wohl nicht verstimmt zu sein, da sich in unserer Angelegenheit im Grunde nichts wesentlich verändert hat?“

„Wie, rechnen Sie den Wiederbesitz Ihrer Freiheit für nichts?“ fragte ihn Frau von Riancourt, welche zugegen war, mit Verwunderung; „die Möglichkeit, die Prinzessin täglich zu sehen, für nichts?“

„Ich bin frei,“ erwiederte der Graf, mit Bitterkeit im Tone; „ja, es ist wahr; ich werde auch das Glück

genießen, die Prinzessin öfter zu sehen; aber sie darf mir nicht die Hand reichen.“

„Vielleicht wird der König noch anderen Sinnes werden, mein theurer Freund,“ sagte die Prinzessin.

„Vielleicht,“ wiederholte der Graf nicht ganz freundlich; „wenn aber nicht, wie dann?“

„Ach, verderben Sie doch nicht unserer Freundin die Freuden des ersten Wiedersehens,“ sagte Frau von Riancourt mit tadelndem Tone, „sondern warten Sie erst ab, wie die Sache sich gestalten wird —“

„Darum bitte ich Sie gleichfalls,“ unterbrach sie die Prinzessin; „noch mehr aber darum, daß Sie nicht bei der geringsten Veranlassung dazu so heftig werden, wie das sonst Ihre Art, oder vielmehr Ihre Unart ist.“

„Es steht in Ihrer Macht, mich fortgesetzt so ruhig werden zu lassen, daß Sie mich nicht wiedererkennen,“ versicherte der Graf; „so freundlich und unterwürfig gegen den König, wie Sie wünschen, daß ich sein möchte, friedlich gesinnt gegen alle Menschen.“

„Nun, ein Mittel, durch dessen Anwendung ich Wunder erwirken könnte, möchte ich wohl kennen lernen,“ erwiederte die Prinzessin, „und ist es mir nur möglich, so sollen Sie mich bereit finden, es anzuwenden.“

„Jetzt vermag ich es noch nicht,“ antwortete der Graf; „aber geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie sich eben so bereit zeigen wollen, meine Wünsche zu be-

friedigen, sobald ich Sie daran erinnern werde, daß die rechte Zeit dazu eingetreten ist.“

Er sah sie bei diesen Worten mit einem solchen Ausdruck von Zärtlichkeit an, daß sie sich dazu hingerissen fühlte, ihm zu versprechen, daß sie in ihren Angelegenheiten Alles thun wolle, was er als gut erkenne.

Frau von Riancourt hielt dafür, daß die Prinzessin eine große Unvorsichtigkeit beging, indem sie ein Versprechen gab, wo sie nicht einmal wußte, von was die Rede war, und fürchtete, daß sie es noch bereuen würde. Aber sie äußerte kein Wort darüber, weil sie die Heftigkeit des Grafen zu erregen nicht Lust hatte, in der er sich vielleicht vergessen konnte, wenn er die Meinung kennen lernte, welche sie von ihm, seines Verfahrens wegen, hegte. Vielmehr leitete sie ein anderes Gespräch ein, das öfter den Gegenstand wechselte.

Bevor der Graf zurück nach der Stadt ritt, sagte er seiner Verlobten, daß es seine Stellung nicht zulasse, oft nach dem Schlosse Choisy zu kommen; jedoch sollte es dann gewiß geschehen, sobald er nur irgend im Stande sei. es zu bewerkstelligen, denn er müsse sich jedesmal die Erlaubniß dazu vom Könige schriftlich erbitten, so oft er einen halben oder gar ganzen Tag das königliche Palais verlassen wolle, in dem er gegenwärtig wohne.

Dieser Zwang fiel ihm zwar lästig; aber er ertrug ihn, weil er nur so sich dem Ziele zu nähern vermochte, das er immer im Auge behielt.

Der König zeigte sich ziemlich freundlich gegen ihn, weshalb er fortfuhr, zu hoffen, daß dieser doch wohl endlich sich zum Nachgeben entschließen werde und zwar darum, weil er einer Sache von besonderer Wichtigkeit weiter keiner Erwähnung that.

Die Prinzessin nämlich hatte ihm damals bei ihrer Verlobung einige ihrer Besitzthümer verschrieben, indessen sie die übrigen für sich behielt, um nicht abhängig in ihren Ausgaben von ihrem Gemahle zu werden.

Es wäre daher natürlich gewesen, daß der König, nun er diese Verlobung auflösete, sich diese Verschreibung hätte zurückgeben lassen, was er jedoch unterließ, obgleich ihm bekannt war, daß der Graf von Lauzun die Einkünfte von den ihm verschriebenen Besitzungen bezog.

Noch mehr, als er damals schon nach wenigen Wochen seine Vermählung mit der Cousine des Königs zu feiern gedachte, ersuchte sie ihn, ihrem Verlobten es zu gestatten, daß er sich Prinz von Montpensier nennen und schreiben dürfe, was der König auch bewilligte.

So nannte ihn, außer seiner Dienerschaft, Niemand; aber er unterließ es nicht, den Titel seinem Namen beizufügen, wenn er diesen unterzeichnete, und man fand es ganz unbegreiflich, wie er sich so etwas unterstehen konnte; aber ebenso auch, daß der König diese Kühnheit zuließ.

Es ist aber oft so, daß Ruhe und völlige Stille in der Natur heftigen Stürmen vorangeht, gleichsam,

als müsse sie Kraft sammeln, um ihnen diese entgegenzusetzen, sobald es die Noth erfordere, und so, wie mit ihr, geht es auch im menschlichen Leben.

Schenke man dieser Behauptung einige Aufmerksamkeit, so wird es sich ausweisen, daß da, wo Jemandem ein bedeutendes Unglück traf, Tage, Monate, ja sogar oft Jahre vorangingen, um ihm das Recht zu geben, eine gleiche Begünstigung für die Folge vom Schicksale zu erwarten; daß angenehme Ereignisse sich zugetragen hatten, die das Herz mit Hoffnungen erfüllten, welche nicht in Erfüllung gehen sollten.

So war es auch mit den Angelegenheiten der beiden Verlobten; denn sei es nun, daß sich die Gedanken ihrer Feinde zufällig mit Anderem beschäftigten und sie darüber vergaßen, oder bereiteten sie sich nur insgeheim darauf vor, nicht nur dem Grafen Lauzun zu schaden, sondern ihn gleichsam zu vernichten: genug, es schien sich am Hofe Niemand mehr um ihn oder um die Prinzessin von Montpensier zu bekümmern, und sie konnten darum so oft sich sehen und sprechen, als es ihnen nur irgend beliebte.

Nur ein Umstand beunruhigte öfter den Grafen, dahingegen seine Verlobte nicht häufiger daran dachte, als die Rede davon war.

Von der Zeit an nämlich, wo es der König bekannt machte, daß er die Verlobung des Grafen von Lauzun mit der Prinzessin von Montpensier aufgelös't

habe, bewarben sich mehrere der ersten jungen Edelleute des Landes um ihre Hand, ja, sogar Fürsten von auswärts, welche ihr eine Krone anzubieten hatten.

Diese wandten sich mit ihrem Gesuche in der Regel an den König; sie erwählten damit den rechten Weg, indem sie es für ein großes Glück erklärten, mit ihm in Verwandtschaft zu treten, und ersuchten ihn um seine Fürsprache bei der Prinzessin, die er ihnen auch jedesmal zusagte und dabei Wort hielt, obgleich er stets einen abschläglichen Bescheid von ihr zurück empfing, und der Umstand, daß ihre Hand so begehrt war, beunruhigte den Grafen von Lauzun unaufhörlich, so oft er von einer neuen Werbung erfuhr.

Einmal, als der König sich wieder vergebens in einer solchen Angelegenheit bei der Prinzessin für einen auswärtigen Fürsten verwandt hatte, zeigte er sich darüber weit entrüsteter, als sonst bei ähnlichen Gelegenheiten, worauf er erklärte, daß ein solcher Fall nicht wieder vorkommen dürfe. „Ich werde dann auch einen Willen haben,“ setzte er hinzu, „und wir wollen sehen, wer von uns als Sieger den Kampfplatz verlassen wird.“

Die Prinzessin dagegen fühlte sich durch seine Drohung nicht so beunruhigt, wie man es hätte meinen sollen, daß sie Ursache dazu gehabt hätte. Vielmehr überlegte sie, daß der König kein Recht dazu hatte, sie zu einer ehelichen Verbindung mit einem ungeliebten Manne zu zwingen. Weder der Herzog von Orleans,

noch dessen Gemahlin hatten ihm in ihren letzten Willen ein solches eingeräumt. Nur von einer ihr nicht würdigen Vermählung konnte er sie zurückhalten; aber er hatte erklärt, daß die mit dem Grafen von Lauzun eine solche sei, weil er sich ihrer Hand unwürdig dadurch gezeigt, daß er sich gröblich gegen seinen Herrn und König vergangen habe. Ueberhaupt brachte er in Anwendung, daß der Graf ihr nicht ebenbürtig von Geburt sei.

Blieb Ludwig XIV. noch lange am Leben, so willigte er gewiß nicht in diese Heirath, und starb er, so konnte man nicht vorher wissen, wie in diesem Punkte sein Nachfolger dachte.

Jedenfalls befürchtete die Prinzessin, daß bei der Minderjährigkeit desselben Derjenige oder Diejenigen, welchen die Regentschaft zufiel, ganz im Sinne des jetzigen Königs handeln würden. Wenn das aber geschah, so stand die Sache nur noch schlimmer für sie, und sie durfte niemals darauf hoffen, daß sie dem Grafen von Lauzun würde ihre Hand vor dem Altare reichen dürfen.

Schon lange führte Frankreich Krieg, weil es sich der Niederlande bemächtigen wollte, als es dem König plötzlich einfiel, er wolle sich selbst nach dem Schauplatze desselben, nach Flandern, begeben, um sich davon zu über=

zeugen, woran es eigentlich liege, daß sich der Zeitpunkt so anhaltend verzögere, in dem er als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen hoffte. Allein er schien die Ausführung seines Vorhabens wie einen angenehmen Zeitvertreib zu betrachten, an dem der ganze Hof sich betheiligen sollte, den er also aufforderte, dazu die Anstalten zu treffen.

So lange der Graf von Lauzun in der Bastille gefangen gehalten wurde, erschien seine Verlobte nicht mehr bei Hofe, und begab sich sogar in der letzten Zeit nicht einmal mehr nach Paris, sondern lebte völlig zurückgezogen von der Welt, einzig nur im Kreise ihrer Freunde.

Nur Herr Lamin wurde noch dazu gezogen, und der Herzog von Grammont nebst dessen Schwester; denn den Grafen von Guiche und dessen Gattin betrachtete sie nebst Frau von Riancourt als im Schlosse Choisy wohnend, weil sie es auf ihren Wunsch nur höchst selten verließen, um kurze Zeit in Paris zu verweilen.

Herr Lamin konnte sich jetzt überzeugt halten, wie rein seine Liebe zu der Prinzessin und frei von jedem sinnlichen Wunsche war; denn er fühlte sich nun ganz befriedigt, daß sie sich dem Grafen von Lauzun nicht vermählen durfte und glücklich, wenn sie ihn ihren theuren Freund nannte, wenn sie ihm in dankbarer Anerkennung seine ihr früher geleisteten Dienste die Hand drückte und ihm dabei freundlich zulächelte.

Später jedoch, als der Graf seine Freiheit wieder erhalten hatte, drang der König darauf, daß die Prinzessin, wie früher, unter dem Schutze der Frau von Riancourt den Hof besuchen müsse, und es blieb ihnen keine Wahl weiter mehr übrig, als seinen Willen zu erfüllen, obgleich es nur mit Widerstreben geschah.

Als jedoch das Vorhaben des Königs bekannt wurde, sich mit seinem ganzen Hofe nach Flandern zu begeben, trafen sie die Verabredung, unter irgend einem Vorwande zurückzubleiben.

Diesen Plan theilten sie dem Herzoge von Grammont mit, der ihnen darauf erwiederte, daß es sehr unpolitisch von ihrer Seite gehandelt sei, wenn sie dem Könige so deutlich zeigten, daß sie sein Vorhaben mißbilligten, wie dieses es verdiente, und auch der Graf von Lauzun rieth ihnen davon ab. Ueberdies erbat sich aber auch noch der König persönlich dringend ihre Zusage, ihn nach Flandern zu begleiten. Sie mußten also ihre Abneigung dagegen überwinden, und dieses Opfer anscheinend freiwillig ihm bringen.

Als die Prinzessin darein gewilligt hatte, daß sie sich bei der Reise nach Flandern dem Hofe anschließen wolle, erzeigte er dem Grafen von Lauzun, gleichsam um sie dafür zu belohnen, die Ehre, ihm den Befehl über die königliche Escorte zu übertragen, und vergaß wahrscheinlich, den Kriegsminister dabei zu Rathe zu ziehen, oder diese Anordnung ihm nur anzuzeigen; denn

seine Freude darüber, daß der Zug an Pracht und Eleganz gewinnen würde, wenn die Prinzessin dabei sei, indem sie es liebte, solche um sich zu verbreiten, war sehr groß.

Nachdem Herr von Louvois das erfahren hatte, empfand der Rachsüchtige Aerger darüber; denn es regte sich nun nächst dem Hasse, welchen er gegen den Grafen von Lauzun empfand, auch noch der Neid, und er konnte selbst nicht begreifen, wie es zugegangen war, daß er längere Zeit nicht an den ihm Unerträglichen gedacht hatte.

Weil nun der Kriegsminister wußte, daß die Marquise von Montespan, wie er, dachte, mithin ebenso, wie er, empfand, und den Grafen von Lauzun wieder eine Ehre zu Theil werden sollte, so trug er sich ihr zum Verbündeten an, im Falle sie die Absicht habe, dem Grafen zu schaden, oder es dahin zu bringen, daß ihn der König für immer von Paris entferne.

Der König hatte gegen die Prinzessin von Montpensier den Wunsch ausgesprochen, daß sie sich auf der Reise nach Flandern mit einem großen Gefolge umgebe, recht viel Glanz zeige und in allen Stücken die Pracht entfalte, welche zu entwickeln ihr, als seiner nächsten Anverwandtin, zukomme und ihr großer Reichthum erlaube.

Der Graf von Lauzun wünschte es gleichfalls, und sie setzte darum zwei Monate lang viele hundert Hände

in Bewegung, welche die Erzeugnisse ihres Fleißes dazu herliefern mußten, um es ihr möglich zu machen, daß sie den Ansprüchen genügen konnte, welche der König an sie richtete.

Einerseits konnte der Graf von Lauzun keine Besorgungen für sie ausführen, weil es sein Dienst nicht erlaubte, daß er sich so oft, wie es im Gegentheile nöthig gewesen wäre, aus den Tuillerien entfernt hätte, und anderentheils gewährte es ihm durchaus kein Vergnügen, sich solchen Beschäftigungen zu unterziehen, wie sie doch auszuführen nöthig waren, wollte die Prinzessin, von Glanz umgeben, die Reise nach Flandern unternehmen. Sie wären vielmehr für ihn eine Last geworden, und das erklärte er unumwunden, wie er überhaupt es that, wenn er etwas nicht gerne wollte; nur sprach er dabei wie im Scherze.

Die Prinzessin betheuerte dagegen, daß sie durchaus nicht den Beistand eines Mannes bei der Ausführung ihrer Besorgungen und Anordnungen entbehren könne, und sich nun deshalb in einer unangenehmen Lage befinde, weil sie, außer ihrem Verlobten, Niemandem sonst dergleichen Bemühungen zumuthen könne.

Dem greisen Herzog von Grammont doch unmöglich, dem Grafen von Guiche ebensowenig; denn dieser hatte genug mit den Besorgungen für sich und seine Gemahlin zu thun, indem sie sich gleichfalls dem Zuge nach Flandern anschließen mußten.

Die Prinzessin dachte also verstimmt darüber nach, was sie in dieser Verlegenheit beginnen sollte, als Frau von Riancourt in das Zimmer trat, und nun von dem Grafen erfuhr, was der Gegenstand ihres kleinen Zwistes war.

„Ach," erwiederte sie, „wir werden schon Jemanden finden, der sich jeder Besorgung gern unterzieht, und sogar noch sich glücklich schätzen wird, wenn er dadurch Deine Zufriedenheit sich erwerben kann."

Frau von Riancourt ärgerte sich darüber, daß der Graf sich so ungefällig gegen die Prinzessin zeigte, wie er mehr es nicht gekonnt hätte, wenn er schon viele Jahre lang mit ihr verheirathet gewesen wäre. Das drückte ihr Ton aus, und sie fuhr mit guter Ueberlegung fort: „Ich meine damit Herrn Lamin, den Dein Wunsch jedesmal augenblicklich her zu Deinen Füßen zieht, um Deine Befehle zu empfangen."

Der Graf lachte über ihre augenscheinlich gezeigte Absicht, seine Eifersucht zu erregen, weil Herr Lamin ein bei weitem schönerer Mann war, als er. Aber eben, weil er sie errieth, erreichte sie nicht ihren Zweck. Vielmehr sagte er mit vollkommener Ruhe: „Frau von Riancourt hat vollkommen Recht. Herr Lamin ist dazu ganz geeignet, bei dieser Gelegenheit meine Stelle zu vertreten."

Gleichfalls darauf eingehend, sagte nun die Prinzessin halb frohlockend: „Ich werde Herrn Lamin zu

mir holen lassen, und mit ihm jedes Nöthige verabreden."

„O, ich will es gern übernehmen, ihn herauszuschicken," versicherte der Graf mit komischer Höflichkeit; „noch bevor es Abend wird, soll Herr Lamin hier sein."

„Ich begreife nicht," sagte die Prinzessin, die Absicht der Frau von Riancourt errathend, und darauf eingehend, „weshalb ich nicht gleich daran gedacht habe, ihn zur Ausführung meiner Besorgungen zu wählen, da ich doch weiß, wie gern er meine Aufträge erfüllt, und wie pünktlich es immer geschieht."

„Es geht mir eben so," versicherte der Graf; „ich hätte ihn in Vorschlag bringen müssen, und bin nun vollkommen damit einverstanden, daß Sie ihm, in Bezug auf die Reise nach Flandern, Ihr Vertrauen schenken. Aber," setzte er mit plötzlich angenommenem Ernste hinzu, „eines muß ich mir dabei vorbehalten: daß Sie dem schönen, jungen Manne nicht etwa zu tief in die braunen Augen blicken — ich denke, sie haben diese Farbe — oder etwa gar Ihre Hand zum Kusse reichen. Sonst — ja, sonst schieße ich ihn todt, wie einen tollen Hund."

Reden der Art, waren sie gleich im Scherze ausgesprochen und gemeint, verletzten die Prinzessin jedesmal, und so auch gegenwärtig. Sie suchte daher dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem sie sich noch mittheilen ließ, was Alles bei ihren Anordnungen

geschehen müsse, um dem Willen des Königs zu genügen.

Der Graf ging auf ihre Absicht ein, und sie schieden als wiederversöhnte Liebende.

Noch vor Abend kam Herr Lamin, von dem Grafen dazu aufgefordert, und fühlte sich, wie Frau von Riancourt sehr richtig voraussetzte, ganz dadurch beglückt, daß er im Stande war, der Prinzessin so wichtige Dienste zu leisten; denn deshalb konnte er ja nun täglich nach dem Schlosse Choisy kommen, und hier lange mit der Prinzessin sprechen. Er versicherte also, daß er ihre Aufträge pünktlich vollziehen würde, und hielt dabei Wort.

Der Graf von Lauzun mußte sich täglich mehr überzeugen, daß der König nicht daran dachte, gegen ihn anderen Sinnes zu werden, seine Verlobung mit der Prinzessin von Montpensier noch einmal in Giltigkeit treten zu lassen und anzuerkennen; dagegen er sonst freundlich ihm begegnete, welchem Beispiele alle Höflinge folgten, mochten sie es nun aufrichtig meinen, oder anders. Besonders aber der Kriegsminister und Frau von Montespan, obgleich sie die durch ihn am erbittertsten Feinde des Grafen waren.

Beide handelten aber im Einverständnisse, und hielten sich sogar Spione, welche Alles auskundschaften mußten, was der Graf von Lauzun unternahm; denn wie eine Spinne in ihrem Netze beständig auf der Lauer

liegt, in der Absicht, über ihren Feind herzufallen und ihn zu umstricken, und dann ihn zu tödten, sobald sie es erst vermag; eben so vorsichtig lauschten der Kriegsminister und Frau von Montespan auf den Moment, wo sie den Grafen ihrer Rache zum Opfer bringen konnten.

Die Marquise hatte es ihm nicht vergeben können, daß er sie so arg und in einer Art beleidigt, wie nie ein Mensch sich unterstanden, und der Kriegsminister wollte es ihm vergelten, daß er, für einige Zeit wenigstens, ihn aus der Gunst des Königs gedrängt, und auch noch gegenwärtig sich bemühte, diesen Zweck zu erreichen, was ihm nicht unmöglich dünkte, weil er die Schwächen des Königs kannte.

Das wußte der Graf von Lauzun, und es war mithin wahre Tollkühnheit, es war ein grenzenloser Egoismus von ihm, indem er fortfuhr, sich eifrig zu bemühen, Beide ihrer Macht über den König zu berauben, oder ihnen die Bestrebung, ihm zu schaden, von einer Seite kommend zu vereiteln, von woher sie es am wenigsten erwarteten.

Der Graf entschloß sich dazu, einen Plan auszuführen, der ihm nur deshalb gelingen konnte, weil er auf zweierlei rechnen durfte: auf die Stärke der Liebe, welche die Prinzessin für ihn fühlte, ohne daß er es verdiente, und auf die Frömmigkeit des Königs, die er anfing in solchem Grade seit Kurzem zu zeigen, und wirk-

lich auch zu empfinden, daß sie in Bigotterie ausartete; dagegen er wieder andererseits seinem sträflichen Lebenswandel nicht entsagte, seine Gemahlin durch sein Verhältniß mit der Marquise von Montespan kränkte, und zu derselben Zeit auch noch andere Liebschaften unterhielt.

Als Einleitung zur Ausführung seines Planes, der nun beständig seine Gedanken beschäftigte, erschien er wieder bei Hofe, was er in der letzten Zeit häufig unterlassen hatte, und suchte auch seine Verlobte dazu zu bewegen.

Die Prinzessin liebte ihn wirklich in solchem Grade, daß sie nicht im Stande war, irgend eine Bitte ihm abzuschlagen, sobald diese sich nur mit ihren moralischen Grundsätzen in Einklang bringen ließ. Sie befolgte also seine Vorstellungen, welche sie antrieben, seinem Beispiele nachzuahmen; obgleich sie weit lieber ihren Verlobten jeden Abend im Schlosse Choisy bei sich empfangen hätte, wo sie sich im Kreise ihrer Freunde, ohne sich dabei Zwang aufzulegen, mit ihm unterhalten konnte.

Der Graf bemühte sich, in der letzten Zeit sehr traurig auszusehen, und besonders bei drei aufeinanderfolgenden Hoffesten, welche wegen der Anwesenheit einiger vornehmer Personen stattfanden, die sich eben in Paris aufhielten.

Die Prinzessin von Montpensier bemerkte seine Niedergeschlagenheit, und fühlte sich darum beunruhigt,

weil er in den letzten Tagen auch nicht auf einen Augenblick Paris hatte verlassen können, weshalb er gleichfalls nicht nach dem Schlosse Choisy gekommen war. Auch während ihres Zusammenseins bei Gelegenheit der drei Hoffeste vermochte sie ihn nicht zu sprechen, ohne daß Menschen zugegen waren, deren Aufmerksamkeit sie hintergehen mußten.

Frau von Riancourt begleitete die Prinzessin jedesmal, wenn sie eine Gesellschaft besuchte, oder bei Hofe erschien, obgleich es gegen ihre Neigung war, und sie damit nur das der Herzogin von Orleans gegebene Versprechen zu erfüllen wünschte, nachdem sie bei deren Tochter Mutterstelle vertreten wollte.

Also auch bei den drei Hoffesten war es der Fall, wo man im Zirkel der Königin erfindungsreich alle Mittel anwandte, welche man erdenken konnte, um die da anwesenden vornehmen auswärtigen Gäste angenehm zu unterhalten.

An einem dieser drei Abende wurde ein Theaterstück aufgeführt, und zum Schlusse desselben ein Ballet, zu dem man fremde Tänzer von weither verschrieben hatte.

Die Prinzessin saß mit in der ersten Reihe derjenigen, welche der Aufführung dieses Stückes beiwohnten, und außer den hohen vornehmen Gästen, hatten nur die Mitglieder der königlichen Familie noch in dieser Reihe Platz genommen; Frau von Riancourt hinter der Prin=

zessin von Montpensier sich niedergelassen, wie es anders nicht anging, wenn sie mit dieser öffentlich erschien.

Neben der Prinzessin schloß ein auswärtiger Fürst die erste Reihe, dem an diesem Tage der Graf von Lauzun als dienstthuender Ehrencavalier zugethan war.

Während der Theatervorstellung vermochten sich die beiden Verlobten nicht einmal anzublicken; aber als sich später die Gesellschaft zur Tafel begab, und nun die Prinzessin von Montpensier den Grafen von Lauzun ansehen konnte, ohne daß es auffiel, ließ er ihr durch ein Zeichen, welches sie verabredet hatten, wenn der Fall eintrat, daß sie einander nicht sprechen durften, bemerkbar werden, daß er einen Brief für sie bei sich führe.

Diesmal mußte der Inhalt desselben von Wichtigkeit sein; denn der Graf fuhr sich dreimal mit der flachen Hand über die Stirn, was nur geschah, wenn er ihr etwas von Bedeutung zu sagen hatte.

Die Prinzessin erschrak darum, und ließ, als er im Gedränge ihr näher kam, einen Handschuh fallen, den sie zu diesem Zwecke eben abgezogen hatte, und in dem nun der Graf mit großer Geschicklichkeit ein kleines zusammengerolltes Blättchen Papier verbarg, um so sie wissen zu lassen, was er ihr unmöglich auf eine andere Weise mitzutheilen gekonnt hätte.

Die Prinzessin vermochte die so empfangenen Zeilen erst zu lesen, wenn sie in ihrem Palais angelangt war,

und überlegte, ob sie der Frau von Riancourt davon sagen dürfe.

Allein diese mißbilligte es immer sehr streng, sobald der Graf eine Unvorsichtigkeit der Art beging, welche die Prinzessin dem Gerede der Höflinge aussetzte, wenn sie von ihnen bemerkt wurde, und aus diesem Grunde beschloß sie, darüber zu schweigen, und erst das empfangene Briefchen zu lesen, wenn sie im Hotel Luxembourg, wo sie nach jedem Hoffeste die Nacht zuzubringen pflegte, sich in ihr Schlafzimmer verfügt habe.

Hier ließ sie sich nun in einen Sessel nieder, nachdem sie erst entkleidet war, und ihre Kammerfrauen entlassen konnte, ohne daß es diesen auffiel, und als sie sich allein befand, las sie, wie folgt:

„Meine geliebte, angebetete Louise!

„Um einer sehr dringenden Ursache willen muß ich Sie bald einen Augenblick allein sprechen, ohne daß es Ihrer Umgebung als gesucht erscheint, deshalb werde ich morgen Vormittag zu Ihnen kommen, ohne daß ich jetzt im Stande bin, die Zeit pünktlich anzugeben, wann es geschehen kann, weil ich nicht von mir allein abhänge.

„Sorgen Sie dafür, daß wir nicht gestört werden, denn kein Mensch darf von dem ein Wort erfahren, was ich Ihnen zu sagen habe; sogar ihrer mütterlichen Freundin, der Frau von Riancourt, muß es ein Geheimniß bleiben. L.“

Der Inhalt dieser wenigen Zeilen beunruhigte die

Prinzessin aus doppeltem Grunde; denn es war gewiß keine angenehme Sache, über welche er mit ihr zu sprechen hatte, wie es sein niedergeschlagenes Aussehen sie vermuthen ließ, und dann, wie sollte sie es anfangen, um Frau von Riancourt aus ihrer Nähe zu entfernen, wenn diese sie nicht von selbst verließ, wie es jedoch selten geschah, wenn der Graf sich bei ihr aufhielt.

Sie brachte also den Rest der Nacht damit zu, Pläne zu entwerfen, wie sie es anfangen müsse, um den Grafen allein zu sprechen, die jedoch sämmtlich ihr nicht ausführbar dünkten, weshalb sie alle wieder verwarf, und am folgenden Morgen, recht angegriffen davon, sich von ihrem Lager erhob.

Indessen, wie es oft kommt, daß der Zufall sich unserer annimmt, wenn wir ihm auch vorher kein Vertrauen geschenkt, und mehr für uns thut, als wir erwartet haben, und wir selbst hätten bewerkstelligen können, so geschah es auch in diesem Falle.

Die Gräfin von Guiche hatte am vergangenen Abende nicht den Zirkel der Königin besuchen können, weil eine leichte Unpäßlichkeit sie nöthigte, ihr Zimmer nicht zu verlassen. Doch ihr Gemahl äußerte sich darüber ohne Besorgnisse gegen ihre Mutter, und ebenso gegen die Prinzessin von Montpensier, als Beide sich gleich theilnehmend nach dem Befinden seiner Gattin erkundigten; aber es hatte sich in der Nacht ein starker Fieberanfall bei ihr gezeigt, der ihren Gemahl nun sehr

beunruhigte, weshalb er ihre Mutter in einigen Zeilen ersuchte, daß sie vor ihrer Abreise von Paris doch noch zu ihrer Tochter kommen möchte.

Das hatte sie sich ohnehin vorgenommen und fuhr nur um destofrüher in das Palais des Herzogs von Grammont, welches der Sohn desselben mit seiner jungen Gemahlin gleichfalls bewohnt. Aber sie ließ absichtlich der Prinzessin nicht wissen, daß sich der Zustand ihrer Freundin Clara verschlimmert hatte, vielmehr ihr nur sagen, sie werde bald von dieser zurückkehren, und dann mit ihr nach dem Schlosse Choisy fahren.

Die Prinzessin war sehr froh, sie entfernt zu wissen, ohne etwas dazu beigetragen zu haben, und erwartete nun sehnsüchtig ihren Verlobten, der jedenfalls in dieser Zwischenzeit kommen mußte, weil er wußte, daß sie später nach dem Schlosse Choisy fuhren.

Der Graf ließ auch nicht lange auf sich warten, jedoch kam er so eilfertig und sprach so schnell, daß er damit die Prinzessin doppelt beunruhigte. Dabei sah er auch ganz verstört aus und sein Blick streifte unstät umher, indem er sagte: „Mir ist jeder Augenblick Zeit karg zugemessen, in dem ich hier verweilen kann und deshalb werden Sie es mir gewiß vergeben, wenn ich Sie nicht vorsichtig auf eine Sache vorbereite, die Sie nothwendig jetzt gleich wissen müssen.“

„Mein Gott,“ erwiederte die Prinzessin sehr erschrocken, „was ist denn schon wieder Unangenehmes

vorgefallen? denn daß es dergleichen ist, sehe ich Ihnen an."

„Bis jetzt ist noch nichts geschehen, was Sie besonders beunruhigen und in Angst versetzen müßte," antwortete der Graf; „allein so wird es leider kommen, wenn Sie nicht auf einen Vorschlag eingehen, den ich nicht dringend genug an Ihr Herz zu richten vermag."

„O, sprechen Sie doch," bat ihn nun die Prinzessin mit zunehmender Aengstlichkeit; „lassen Sie mich unumwunden das Aergste wissen."

„Es soll und muß geschehen," versicherte der Graf, „allein Sie dürfen nicht über Manches, das Sie sich nicht erklären können, mit Fragen in mich dringen, die ich Ihnen trotzdem nicht zu beantworten vermöchte. Halten Sie sich vielmehr nur an das, was ich Ihnen zu eröffnen im Stande bin, an Dinge, die mich in eine wahrhaft verzweiflungsvolle Lage versetzt haben."

„Alles, was Sie von mir verlangen," erwiederte die Prinzessin, mit zunehmender Aengstlichkeit, „soll geschehen; denn ich bin fest überzeugt, daß Sie nichts von mir begehren würden, das mich vor der Welt und vor mir selbst entwürdigen möchte. Darum reden Sie."

„Ich halte sie beim Worte," sagte der Graf, mühsam seine Freude über ihre Zusage verbergend, indem er ihr zugleich die Hand hinhielt.

Sie legte die ihrige hinein, und nun fuhr er fort: „Ich weiß ganz genau, daß der König die Absicht hat,

uns für immer zu trennen, und um das auszuführen, haben meine Feinde, mit den Ihrigen im Einverständnisse, einen Plan ersonnen, den sie ausführen werden, wenn wir nicht schnell es verhindern, indem wir ihrem Entschluß entgegenwirken."

„Nun?" fragte die Prinzessin, in gespannter Erwartung.

„Es ist ein einziges Mittel, das uns übrig bleibt, wenn wir ein schändliches Complot, gegen uns und unser Glück gerichtet, zerstören wollen," versicherte der Graf; „noch in der heutigen Nacht müssen wir uns heimlich trauen lassen. Kein Mensch darf davon eine Ahnung bekommen, nicht einmal Frau von Riancourt, Ihre mütterliche Freundin."

Diese Mittheilung erschreckte die Prinzessin so sehr, daß sie anfänglich kein Wort darauf erwiedern konnte. Endlich aber stammelte sie: „wie sagen Sie? wir müssen uns heimlich trauen lassen?"

„Und ich kann Ihnen nicht einmal so viele Zeit gewähren," unterbrach sie der Graf, „daß Sie über diesen Antrag nachzudenken vermögen. Vielmehr müssen Sie sich auf der Stelle dazu entschließen, ihn entweder anzunehmen, oder ihn zurückzuweisen; denn ich habe mich heimlich von meinem Posten entfernt und würde vor ein Kriegsgericht gestellt werden, wenn meine Feinde es entdeckten und zu meinem Nachtheile benutzten; darum also entschließen Sie sich schnell, was Sie beabsichtigen."

„Aber mein Gott," sagte die Prinzessin, vor Angst

zitternd. Der Graf ließ sie aber nicht weiter reden, sondern fuhr fort: „Ich habe durch große Versprechungen einen Geistlichen gewonnen, der uns heimlich trauen will, obgleich er weiß, daß der König ihn nach der Bastille schicken wird, wenn er das Vorgefallene erfährt. Nämlich den alten Pfarrer Giron, von der Kirche St. Sebastian, die sich, wie Ihnen bekannt ist, in der Nähe vom Schlosse Choisy befindet. Geldanerbietungen allein hätten ihn wohl nicht dazu bewegen können, meinen Bitten zu willfahren; aber ich habe in einer Schlacht seinem Neffen und Pflegesohn das Leben gerettet, und darum wird er heute in der Nacht in Ihrer Capelle erscheinen, zu der Sie ihm den Schlüssel durch mich zukommen und diesen mir wohl verpackt und zugesiegelt noch vor Abend zuschicken müssen. Gleich nach Mitternacht aber kommen Sie nach der Capelle, woselbst ich Sie dann schon erwarte."

Weder ihr Verstand, noch ihr Gefühl für Schicklichkeit billigten einen Vorschlag, den nur ihr Herz unterstützte. Deshalb wankte sie in ihrem Entschlusse, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und sank in einen Sessel. Aber der Graf schien den Kampf, der sich in ihrem Innern erhob, nicht zu beobachten, sondern fuhr fort: „Es ist mir bekannt, daß Sie, von Ihrem Schlafgemache aus, über eine Wendeltreppe nach einem Gange gelangen können, welcher nach der Capelle führt. Diesen Weg benutzen Sie und halten sich versichert, mich,

den Pfarrer Giron und die nöthigen Zeugen dort zu treffen. Wollen Sie es aber nicht — nun so erwarten Sie davon die Folgen. Sie sind Trennung für immer von dem Manne, der Sie anbetet."

„Aber ich begreife nicht, wie eine heimliche Trauung uns davor schützen kann?" sagte die Prinzessin, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte.

„Es ist mir unmöglich, Ihnen das gegenwärtig auseinanderzusetzen," erwiederte der Graf, „ja ich vermag sogar vielleicht niemals Ihnen eine vollständige Aufklärung dieses unglückseligen Geheimnisses zu geben, denn ich habe mein Ehrenwort darauf verpfänden müssen, daß ich es wenigstens in der ersten Zeit unterlassen will. Allein, daß ich die Wahrheit spreche, würden Sie bald erfahren, wenn Sie auf meinen Vorschlag nicht eingingen. Darum, Louise, Geliebte meines Herzens, Du, die ich anbete, entscheide, jedoch bedenke es zuvor gut, daß es zugleich über mein Leben geschieht, denn ich würde den Schmerz über Deinen Verlust nicht ertragen können, vielmehr mich ungesäumt zum Heere begeben, und in der ersten Schlacht tollkühn den Tod aufsuchen. Also nochmals, entscheide."

Das Herz der Prinzessin rang einen schweren Kampf mit ihrem Verstande, der behauptete, daß sie unklug handelte, indem sie den Liebkosungen des Grafen endlich nicht zu widerstehen vermochte, womit er sie überhäufte, um sie dahinzubringen, daß sie einwillige in sein

Begehren. Als es jedoch geschah, sprach sie kein Wort darüber, sondern reichte ihm nur die Hand.

Er küßte diese wiederholt und verschwendete förmlich die Beweise seiner Zärtlichkeiten an sie, worauf er sie nur noch beschwor, keinem Menschen ihr Vorhaben zu entdecken, und dann Miene machte, sie zu verlassen.

Sie drang nun noch in ihn, ihr wenigstens zu erlauben, daß sie Frau von Riancourt mit in das Geheimniß ziehen dürfe, die ganz gewiß verschwiegen sei. Allein er fuhr fort, zu betheuern, daß in diesem Falle sein Leben bedroht sei, und beschwor sie darum, von ihrem Vorhaben abzustehen, worauf sie gleichsam hinhauchte: „nun wohl, ich werde mein Versprechen halten."

In demselben Augenblicke hörten sie die Schritte eines Kommenden. Er umarmte sie also nur noch schnell und eilte durch die Thüre eines Seitenzimmers fort in's Freie.

Es war ein fürchterlicher Zustand in dem sie sich befand, nachdem der Graf sie verlassen und sie Muse hatte, über ihr Versprechen nachzudenken, und sie sagte zu sich selbst, denn sie hatten sich vorhin geirrt, es kam Niemand, der sie gestört hätte: „Was in aller Welt kann denn vorgefallen sein, daß er mir eine heimliche Trauung zumuthen mußte?"

Sie zweifelte nicht einen Augenblick an der Wahr-

heit seiner Behauptung; aber ebensowenig konnte sie sich etwas zu ihrer Beruhigung sagen.

In dieser ängstlichen Spanung des Gemüths brachte sie noch eine Stunde zu; dann ließ Frau von Riancourt ihr sagen, daß sie, nach Beschaffenheit der Umstände, entweder gegen Abend oder gar erst am folgenden Tag nach dem Schlosse Choisy kommen werde, indem sich ihre Tochter wieder übler befinde.

Zu jeder anderen Zeit, wäre die Prinzessin hin nach dem Hotel des Herzogs von Grammont gefahren, um sich durch den Augenschein von dem Zustande ihrer Freundin zu überzeugen; allein unter den obwaltenden Umständen war es ihr unmöglich, denn sie befürchtete, dort ihre Gemüthsstimmung zu verrathen.

Sie begnügte sich also damit, an Clara zu schreiben und ihr zu sagen, daß sie sich gleichfalls nicht ganz wohl befinde, weshalb sie sich beeilen müsse zur Ruhe zu kommen, was doch nur im Schlosse Choisy zu erreichen sei, da sie das beständige Geräusch, welches die an ihrem Hotel vorüberrasselnden Wagen verursachten, unangenehm berühre.

Sie sagte eigentlich damit keine Unwahrheit, denn sie fieberte wirklich und empfand starke Kopfschmerzen, als sie im Schlosse Choisy anlangte.

Bald nach ihr traf aber auch schon Frau von Riancourt dort ein, welche sich der von ihr empfangenen Nachricht wegen beunruhigt fühlte, und darum sie

wiederzusehen sich sehnte, indem die Gräfin von Guiche schon wieder anfing, sich zu bessern.

Als die Prinzessin den Wagen hörte, welcher Frau von Riancourt nach dem Schlosse Choisy brachte, überlegte sie schnell, daß sie vor ihr verbergen müsse, wie ihr zu Muthe war, indem ihre mütterliche Freundin sie sonst nicht allein gelassen hätte, sie mithin auch nicht im Stande gewesen wäre, das dem Grafen von Lauzun gegebene Versprechen zu halten.

Sie zwang sich also dazu, wohler zu scheinen, als sie wirklich war, und täuschte damit ihre Freundin einigermaaßen. Jedoch nicht vollkommen, indem sie sehr angegriffen und blaß aussah.

Frau von Riancourt rieth ihr also am Abende an, daß sie sich recht zeitig zu Bette begeben möchte, und versprach dann, ihrem Beispiele zu folgen, weil sie die vergangene Nacht sehr spät aufgeblieben waren, mithin den Rest derselben so gut wie gar nicht geschlafen hatten.

Sie zogen sich daher früher, wie gewöhnlich, in ihre Schlafgemächer zurück.

Bevor das jedoch geschah, umarmte die Prinzessin noch Frau von Riancourt, wobei ihr Gefühl den Vorsatz überwältigte, den sie gefaßt hatte, sich zu verstellen, weshalb sie dabei heftig anfing zu weinen.

Darüber erschreckend, fragte sie Frau von Riancourt nach der Ursache ihrer Thränen; worauf sie sich

schnell zu fassen suchte, indem sie antwortete: „Sie werden es vielleicht nicht begreifen können, aber Sie schienen mir in diesem Augenblicke ganz meiner theuern seligen Mutter zu gleichen.“

„Darüber muß ich mich allerdings wundern,“ erwiederte Frau von Riancourt, indem sie dabei lächelte, „denn wir Beide hatten auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander. Erinnere Dich nur, mein liebes Kind, sie war groß, stark, und ich — sieh mich nur an, wie klein und hager ich bin. Sie hatte schwarze Haare und die meinigen sind —“

„Braun,“ unterbrach sie die Prinzessin, „auch sind die Züge Ihres Gesichtes verschieden von denen meiner Mutter. Ach, ich weiß es ja; aber dennoch haben Sie heute Aehnlichkeit mit ihr in meinen Augen. Gönnen Sie mir darum diese Täuschung meiner, ich gebe es zu, durch das häufige Aufbleiben in später Nachtzeit überreizten Phantasie, und segnen mich mit den Worten, die sie so oft gegen mich ausgesprochen hat, bevor ich mich am Abend zur Ruhe niederlegte. Gewiß sind sie noch nicht Ihrem Gedächtnisse entschwunden.“

Die Prinzessin kniete bei diesen Worten vor Frau von Riancourt nieder, die ihre beiden Hände auf das Haupt der schönen Jungfrau legte, indem sie, an ihre verstorbene Freundin dabei denkend, und darum mit tiefer Gemüthsbewegung sagte: „Gott segne Dich, mein liebes Kind, wie ich Dich eben segne. Er segne Dein

ganzes Thun und Lassen, damit es zu seiner Ehre geschehen kann; und nun gehe, lege Dich den lieben Englein in die Arme, damit sie Dich beschützen und jedes Unglück, das Dich sonst treffen möchte, von Dir abzuwehren im Stande sind.“

„Ja, so pflegte Deine gute und selige Mutter an jedem Abende zu Dir zu sagen, bevor Du Dich zur Ruhe niederlegtest,“ fuhr Frau von Riancourt, noch immer tief bewegt, fort, „und dieselben Worte wiederhole ich Dir in ihrem Namen.“

Die Prinzessin erhob sich nun, küßte und umarmte noch die würdige Frau, worauf sie sich in ihr Schlafgemach verfügte, welchem Beispiele Frau von Riancourt folgte, indem sie das ihrige gleichfalls aufsuchte.

Allmälig ward es nun ganz still im Schlosse Choisy und die Prinzessin konnte endlich nur das Ticken ihrer Wanduhr noch vernehmen, als schon die Mitternacht nahe herangerückt war.

Mit welchen marternden Empfindungen ging sie so lange auf und nieder, bis sie dazu zu ermüdet endlich in einen Sessel sank; denn ein Etwas, das sie nicht zum Schweigen bringen konnte, mahnte sie beständig daran, daß sie nicht gut daran thue, indem sie den Willen des Grafen erfülle. Darum also vermochte sie auch nicht, durch Gebet sich zu der wichtigsten Hand-

lung ihres Lebens vorzubereiten, nicht einmal zusammenhängend zu denken.

Frost und Hitze wechselten in ihrem Körper; die Pulse schlugen verdoppelt; ihr Herz klopfte beinahe hörbar, und mit jeder Minute vermehrte sich ihre Angst.

Endlich aber suchte sie sich zu beruhigen, indem sie zu sich selbst sagte: „Will ich denn eine sündliche Handlung begehen, von der mein Gewissen mich zurückhält? Nein, so ist es nicht. Wir sind Beide frei, hängen nicht mehr von dem Willen eines Menschen ab; meine Mutter hat die Heirath mit dem Grafen Lauzun gebilligt, der König hat es und dem ganzen Hofe war es bekannt. Daß mein Vetter seine Gesinnung geändert hat, dafür kann ich nicht; weshalb soll ich also mich ängstigen und davor zittern, eine Handlung zu begehen, die vielmehr mein ganzes Glück begründen kann?“

Nur zum Theil vermochte sie durch dieses Selbstgespräch den Sturm ihres Innern zu beschwichtigen, der sich jedoch um desto stärker wieder erhob, als die Schloßuhr die zwölfte Stunde verkündigte.

Nun wollte sie sich an ein Fenster begeben, wo sie hätte erspähen können, ob die Erwarteten schon kamen. Aber die Natur versagte ihr jeden Dienst; sie mußte erst sich zu erholen suchen, bevor sie, wie von einer sehr schweren Krankheit erstanden, hin nach dem Fenster schleichen konnte, wo sie nun wahrnahm, daß

der Graf von Lauzun einem Zweiten voraneilte, wahrscheinlich dem Geistlichen, der sie trauen sollte.

Der Mond schien so hell, daß er die kleine Capelle genügsam zu der feierlichen Handlung erhellte, die man hier zu verrichten beabsichtigte. Der Graf stellte mithin die mitgebrachte Laterne in einen Beichtstuhl, um sich ihrer später wieder beim Weggehen zu bedienen.

Weil die Prinzessin befürchtete, daß der Graf etwa gar auf den Gedanken kommen könnte, sie in ihrem Zimmer aufzusuchen, wenn er sich erst vermittelst des Schlüssels, den sie ihm schon am Nachmittage gut eingepackt zugeschickt hatte, in der Capelle befand, ohne sie da zu finden, weil sie die Leidenschaftlichkeit kannte, womit er jeden einmal gefaßten Vorsatz ausführte, so begab sie sich lieber auf den Weg, welcher nach der Capelle führte, und beinahe mit ihm gleichzeitig traten auch der Küster von der Kirche St. Sebastian und dessen Bruder ein, die beiden benöthigten Zeugen.

Als der Graf die Geliebte erblickte, eilte er schnell auf sie zu, umarmte sie flüchtig und führte sie zum Altare, auf dessen Stufen der Geistliche sie erwartete.

Ohne zu zögern verrichtete dieser die Trauung; die Zeugen unterschrieben sich beim Scheine des Lichtes in der von ihnen mitgebrachten Laterne, und darauf athmete der Graf von Lauzun erst freier.

Die Prinzessin dagegen, oder vielmehr die Gräfin von Lauzun, sank, völlig erschöpft, auf eine Bank nie-

der; ihr Gemahl unterstützte sie und drang darauf, daß sie sich fassen müsse, weil sie unmöglich länger hier verweilen könnte, indem schon der Tag anbreche.

Sie sah ein, daß der Graf recht hatte, aber alle ihre Versuche, sich von der Stelle fortzubewegen, wo sie nun stand, waren vergeblich.

Weil die Zeit sie immer mehr drängte und der Graf einsah, daß jede Anstrengung, nach ihrem Schlafgemache zu gelangen, vergeblich sein möchte, nahm er die mit einer Ohnmacht Kämpfende auf seine starken Arme und trug sie in ihr Zimmer. Dabei aber beobachtete er mehr Vorsicht, als ihm sonst zuzutrauen war, weil er überlegte, was auf dem Spiele stand, wenn Jemand die Schritte eines Mannes vernahm.

In ihrem Schlafgemache angelangt, legte er seine Gemahlin auf ihr Bett, worauf er ebenso behutsam nach der Capelle schlich und diese gleich darauf mit seinen Gefährten verließ.

Als er sich von seiner Gemahlin entfernt hatte, verlor diese vollends die Besinnung und lag bis spät am Morgen in einem Zustande da, der dem Schlafe ähnlich war.

Ihre Kammerfrau wartete lange vergeblich auf einen Ruf ihrer Dame durch die Klingel und schlich endlich leise in ihr Zimmer, als dieser Ruf nicht erfolgte.

Erschrocken darüber, daß sie ihre Gebieterin nicht im Bette, sondern auf demselben und im Morgenanzuge fand, wollte schnell das Mädchen zur Frau von Riancourt eilen, um ihr das Vorgefallene mitzutheilen. Die Gräfin öffnete jedoch gleichzeitig die Augen und befahl, wenngleich mit matter Stimme, ihrer Kammerfrau, zu bleiben. Endlich aber, nach einer langen Pause, in welcher sie sich selbst zu ermuntern suchte, sagte nun die Gräfin: „Nachdem ich gestern Dich verlassen und mein Abendgebet verrichtet hatte, befiel mich plötzlich ein Uebelbefinden, welches mir die Besinnung so schnell raubte, daß ich nicht mehr die Klingel nach Dir ziehen, kaum noch nach meinem Bette gelangen konnte, und von da an weiß ich nicht mehr, was mit mir vorging. Die ganze Nacht habe ich wohl in diesem besinnungslosen Zustande zugebracht, denn — wie ich wahrnehme ist es schon Tag.“

„Es muß also wohl gleich ein Wagen nach Ihrer Hoheit Leibarzt fahren,“ sagte nun die Kammerfrau mit besorgtem Tone.

„Ich befehle Dir vielmehr bei dem Verlust meiner Gnade, keinem Menschen etwas von meinem Uebelbefinden zu sagen. Sollte es jedoch länger auf den Tag zu nicht besser mit mir werden, so will ich selbst die Ausführung Deines Rathes anordnen. Gegenwärtig aber entkleide mich nur, bringe mich zu Bett und sage Jedermann, daß ich noch schlafe. Das wird man gern

glauben, weil ich schon drei Nächte hintereinander in Gesellschaft aufgewesen bin.“

Die Erschöpfung der allerdings Leidenden war so groß, daß sie, kaum in's Bett gebracht, der Natur gehorchen und fest entschlummern mußte.

Frau von Riancourt beobachtete den Schlaf der Gräfin, und saß mit der größten Besorgniß neben ihrem Bette, weil diese so sehr blaß aussah, daß man hätte glauben sollen, ihr Geist sei den Fesseln entschlüpft, die ihn bis dahin gefangen gehalten hatten.

Als sie endlich erwachte, schien sie nur halb bei Bewußtsein zu sein, denn sie sagte: „Ich habe den Grafen von Lauzun mit dem Pfarrer Giron sprechen hören, und doch sind Beide nicht hier?“

„Du hast es nur im Traume vernommen,“ antwortete ihr Frau von Riancourt lächelnd, „denn außer mir war lange sonst Niemand in diesem Zimmer.“

Die Gräfin besann sich, daß sie in Gefahr stand, ihr Geheimniß zu verrathen, und zwang sich also dazu, unbefangen zu sagen: „Ja, ich habe wohl nur geträumt.“

„Aber wie steht es denn mit Deinem Befinden, mein liebes Kind?“ fragte nun Frau von Riancourt theilnehmend, „denn ich habe, Deines üblen Aussehens wegen, gewiß Grund, zu befürchten, daß Du krank bist.“

„Sie irren sich, gottlob,“ versicherte die Gräfin, indem sie sich dabei aufrichtete, sich Mühe gab, damit ihre Stimme fester wurde und den Zustand ihres Innern nicht verrieth, „denn mein übles Aussehen ist nur eine Folge unserer in der letzten Zeit geführten, unregelmäßigen Lebensweise, an die wir uns nur schwer würden gewöhnen können.“

„Du magst recht haben,“ erwiederte Frau von Riancourt; „aber wie wirst Du Dich erst auf der Reise nach Flandern übel befinden, und dort angelangt gleichfalls, denn es wird dann unmöglich sein, Dir die gewohnte Ruhe und Pflege zu verschaffen.“

„Ich habe auch schon daran gedacht,“ sagte die Gräfin, „allein die Sache ist nun einmal nicht zu ändern, da der König es gewiß nicht zulassen würde, wenn ich mich von seiner Begleitung ausschließen wollte, obgleich ich damit eben nicht behaupten will, daß er meine Person vermissen könnte, aus einer großen Anhänglichkeit an diese, und daß er mir einen Gefallen damit erzeigt, wenn er mich das glauben machen möchte, kann er gleichfalls nur bezweifeln, wie überhaupt mein Wohlgefallen an der ganzen Komödie, die er auf dem großen Welttheater aufzuführen gedenkt. Er muß sich vielmehr überzeugt halten, daß ich nur deshalb so viele Kosten an die Ausstattung meines Gefolges wende, und an mich selbst, weil ich es weiß, wie sehr angenehm es ihm ist, wenn ich mich mit großer Pracht umgebe.

Ganz lächerlich benimmt er sich dabei, will Alles wissen, was und wie es kommen wird, und zeigt sich beinahe freudetrunken, wenn er die Bemerkung gegen seine Umgebung aussprechen kann, daß ich bei dieser Gelegenheit meiner Neigung, einfach gekleidet zu gehen, entsagen will.“

„Ich gestehe Dir,“ erwiederte Frau von Riancourt, „daß ich mich schon öfter im Stillen gewundert habe, weshalb Du Dir mit dieser Reise Zwang auflegen willst, da Dir doch ein solches Auftreten ganz zuwider ist.“

„Es verleiten mich zweierlei Ursachen dazu meine Neigung zum Opfer zu bringen,“ antwortete die Gräfin, „und vollkommen gegen meine Gewohnheit zu handeln. Der König hat darauf gerechnet, daß ich, als seine nächste Anverwandtin, bei dieser Gelegenheit zeigen soll, welche große Ausgaben mein Reichthum zuläßt, und dann glaube ich bemerkt zu haben, daß sich der Graf von Lauzun sehr glücklich fühlt, wenn er wahrnimmt, daß ich mich mit vielem Glanz umgeben kann. Mit einer Pracht, welche durch meine Geburt gerechtfertigt wird. Warum also sollte ich ihnen das Vergnügen nicht gewähren? Doch — es ist schon spät — wir könnten Besuch zu empfangen haben, und ich muß darum das Bett verlassen.“

„Gewiß wird der Graf kommen, um zu erfahren, wie Du Dich nach den Anstrengungen der drei letzten

Tage befindest,“ sagte Frau von Riancourt, indem sie auch schon die Klingel anzog, um eine Kammerfrau der Gräfin dadurch herbeizurufen.

Diese ließ sich nun schnell ankleiden; allein sie erwartete ihren Gemahl vergebens, und fühlte deshalb Unwillen gegen ihn in ihrem Innern; denn diese geringe Aufmerksamkeit, daß er kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, hatte sie wohl, nach ihrer Ansicht, verdient.

Indessen empfing sie am Abende einen Brief von ihm, der seine Rechtfertigung enthielt; denn er hatte den Tag über so viele Dienstgeschäfte zu verrichten gehabt, daß er unmöglich nach dem Schlosse Choisy zu kommen vermochte; zugleich aber theilte er ihr in diesem Schreiben die Nachricht mit, daß der König sich dazu entschlossen habe, vierzehn Tage eher nach Flandern zu reisen, als es erst seine Absicht gewesen, und daß sie nach dieser Bestimmung gleichfalls ihre Anordnungen treffen möchte.

In einem besonderen Briefchen, das er in den vorerwähnten einschloß, sagte er ihr, daß er nach dem Schlüssel, der die Thüre der Kapelle öffnete, einen zweiten habe verfertigen lassen, den er benutzen wolle, so oft es ihm möglich sei, um, durch diese gehend, seine angebetete Gemahlin zur Nachtzeit zu besuchen, und beschwor sie in den zärtlichsten Ausdrücken, dafür zu sorgen, daß Niemand dieses heimliche Zusammentreffen entdecken könne, weil die Folgen davon nicht zu berechnen wären.

Von seiner Seite sei es unmöglich, denn er würde dabei mit der größten Vorsicht verfahren.

Er schilderte ihr darauf, wie sehr er sich freue, sie nun ganz ungestört umarmen zu können, und die Seligkeit, sie die Seinige zu nennen.

Endlich sagte er ihr, daß nur der Pfarrer Giron von seinen nächtlichen Besuchen bei ihr etwas erfahren dürfe, für dessen Verschwiegenheit er bürge.

Auf die vorgeschlagene Weise sah der Graf seine Gemahlin noch verschiedene Male, bevor sie nach Flandern abreis'te, und unerwünscht von ihr brach der Tag ihres Aufbruches an.

Frau von Riancourt brachte ihr ein großes Opfer, indem sie mit ihr reis'te; aber zum Theil konnte sie ihre Pflegbefohlene nicht ohne ihre Begleitung reisen lassen, und dann drang auch die Gräfin von Guiche darauf, daß ihre Mutter mit ihnen nach Flandern sich begebe.

Der König lud seine Cousine ein, daß sie sich immer in seiner Nähe aufhalten möchte, weil er stolz auf ihre Schönheit sei, und auch mit großer Freude es wahrnehme, mit welcher Pracht sie sich umgebe.

Dieser Umstand hätte den Grafen Lauzun sehr unangenehm berühren müssen, weil es ihm deshalb wohl unmöglich gemacht wurde, seine Gemahlin längere Zeit insgeheim zu sprechen. Aber sein Ehrgeiz fühlte sich dadurch befriedigt, daß sie nach der Königin als die erste

Dame Frankreichs öffentlich anerkannt und auch geehrt wurde, und die Freude, so häufig ihre imponirende Schönheit rühmen zu hören, entschädigte ihn für die Entbehrung des Glückes, sich ungestört in dem Besitze ihrer Person zu befinden, das ihm, während ihrer langen Reise, nur ein einziges Mal zu Theil wurde.

Die Königin klagte eines Abends über heftige Kopfschmerzen, und behauptete, daß sie sich außer Stand fühle, noch bis zur nächsten Stadt zu reisen, vielmehr faßte sie den Entschluß, in einem Flecken zu übernachten.

Die Häuser in diesem waren so klein, daß der Hof sich ungemein beschränken mußte, jede Bequemlichkeit entbehrend; ja sogar selbst die, worin der König und dessen Gemahlin ein Obdach aufsuchten, enthielten nur wenige Stuben. Aber er war ein Freund von solchen kleinen abenteuerlichen Unterbrechungen, und Viele wollten behaupten, daß seine Gemahlin diese absichtlich herbeigeführt habe, um ihm ein Vergnügen zu bereiten.

Die Gräfin von Lauzun und Frau von Riancourt wurden in einer Mühle untergebracht, in der eigentlich nur eine einzige Stube zu benutzen war, obgleich es noch eine Menge darin gab, und Frau von Riancourt bestand darauf, daß sie eine davon mit den Kammerfrauen der Gräfin theilen wolle, weil es ihr bekannt war, daß diese gern allein schlief.

Die Stube, worin die Gräfin die Nacht zubringen

sollte, befand sich eine Treppe hoch, und die große, wo hinein sich Frau von Riancourt mit den Kammerfrauen gebettet hatte, war unten zu ebener Erde.

Sie hatte vorher ihren Gemahl kaum gesehen, denn er mußte dafür sorgen, daß die Höflinge ein Obdach für die Nacht fanden, wie er es bewerkstelligt hatte, daß sie in der Mühle aufgenommen wurde.

Darum fühlte sie sich mißmüthig gestimmt, und die dumpfe Luft der zuvor so lange verschlossen gehaltenen Stube, in welcher sie sich nun allein befand, nachdem Frau von Riancourt sich zur Ruhe begeben hatte, raubte ihr beinahe allen Athem, weshalb sie an ein Fenster trat, dieses öffnete und den Versuch anstellte, ob ihr Auge die Dunkelheit der Nacht zu durchdringen vermöchte, um ihren Blick hinaus in's Freie zu richten; allein, das war eine vergebens gefaßte Hoffnung; denn dicht vor ihrem Fenster stand ein mächtig großer Apfelbaum, dessen dickbelaubten und mächtig starken Aeste bis zu ihr her reichten, und jede Aussicht in die Ferne ihr verwehrten.

Indessen sog sie doch wenigstens den Balsam der frischen Luft ein, die durch das geöffnete Fenster ihr zuströmte, und sie ließ sich darum neben demselben nieder.

Sie hatte nun Muße, ungestört ihrem sonderbaren Schicksale nachzudenken und zu überlegen, was endlich dann werden sollte, wenn sie nie ihre Vermählung mit dem Grafen von Lauzun veröffentlichen dürfte, weil sie

sonst den Zorn des Königs gegen ihren Gemahl zu richten befürchten mußte.

Dann dachte sie auch an ihre Eltern, und legte sich die Frage vor, ob diese ihre geheime Trauung mit dem Grafen gebilligt, oder überhaupt ihr Vater ihre eheliche Verbindung mit diesem gestattet hätte? aber sie mußte es bekennen, daß sie daran zweifelte, und indem sie diese Betrachtung anstellte, flossen ihre Thränen reichlich, denn es bestürmten dabei verschiedenartige Gefühle ihr Inneres.

Sie liebte den Grafen unaussprechlich, und wäre nicht im Stande gewesen, ihm einen dringend ausgesprochenen Wunsch zu versagen; aber dennoch sagte eine Stimme Ihres Innern, daß sie nicht recht daran gethan hatte, in eine heimliche Trauung mit ihm zu willigen, ja, sie empfand sogar eine Art von Reue darüber; denn wenn es nicht so kam, daß sie sich öffentlich als seine Gemahlin bekennen durfte, so konnten daraus eine Menge Unannehmlichkeiten für sie entspringen, die sich nicht von ihr beseitigen ließen.

Wie groß und bitter war schon der Umstand, daß sie kein häusliches Familienglück gemeinschaftlich genießen konnten, und wie sollte es vollends dann werden, wenn ihre Ehe nicht kinderlos blieb? Mußte sie nicht ihre Kinder verläugnen? nicht ihre rechtmäßige Geburt verbergen? sie nicht selbst erziehen dürfen nach ihren Grundsätzen? sollte sie fortgesetzt dazu gezwungen sein, die

Bewerbungen derjenigen wenigstens zu beantworten, welche sich um ihre Hand bewarben, vielleicht nur ihres großen Reichthums wegen!

Sie war dessen schon längst überdrüssig, und dachte oft mit Empfindungen von Furcht daran, daß sie doch endlich den König gegen sich aufbringen möchte, wenn sie die Freier abwies, welche ihn zum Fürsprecher gewählt hatten, weil sie nicht den Muth besaßen, sich ihr selbst vorzustellen.

Diese Betrachtungen waren eben nicht dazu geeignet, die Gräfin heiter zu stimmen, als sie plötzlich durch ein Geräusch unterbrochen wurden.

Sie glaubte die Schritte eines Mannes zu unterscheiden, und erschrak darüber, denn wie leicht konnte man vermitteltst einer Leiter hinauf zu dem Fenster gelangen, an dem sie eben stand, indem ihre Stube nicht weit von der Erde entfernt war.

Aber indem sie zufällig ihren Blick auf den Baum richtete, entsetzte sie sich förmlich, als sie wahrnahm, daß jemand hinter den dichtbelaubten Zweigen saß, mithin ihr ganz nahe war.

Sie wollte also wenigstens schnell das Fenster zuziehen und streckte schon die Hand darnach aus, als sie, zwar leise, jedoch ihr verständlich, sich beim Namen nennen hörte.

Es konnte nur ihr Gemahl sein, denn wer sonst hätte sich unterstehen dürfen, sie „Louise“ zu nennen.

Sie bog sich also mit vor Freude schneller klopfendem Herzen aus dem Fenster, indem sie fragte: „Bist Du es, Armand?“

„Allerdings bin ich es,“ antwortete er zurück, „und befinde mich in Wahrheit hier unter dem vom Thau durchnäßten Laubdach in keiner angenehmen Situation. Wenn ich daher keinen tüchtigen Schnupfen davon tragen soll, so muß ich bald daraus erlös't werden.“

„Und wie kann ich etwas dazu beitragen, da ich nicht stark genug bin, Dich zu unterstützen.“

Die Gräfin sagte das mit ängstlichem Tone, worauf ihr Gemahl erwiederte: „Hänge einen Stuhl zum Fenster hinaus, binde ihn fest an, damit ich mich mit der Hand darauf stützen kann, und es wird mir gewiß gelingen, mich in das Fenster zu schwingen.“

„Ach,“ entgegnete die Gräfin mit zunehmender Furcht, „ich halte dieses Wagstück für zu gefährlich; besser wäre es, Du suchtest nach, ob keine Leiter vorhanden ist, und bedienst Dich dieser, um zu mir in die Stube zu kommen.“

Er befolgte ihren Rath, und gelangte wirklich auf dem von ihr bezeichneten Wege zu ihr.

Sie eröffnete ihm nun alle ihre Besorgnisse wegen der Zukunft, und er beruhigte sie dadurch, daß er ihr seine Hoffnungen mittheilte, es würde in der Folge sich der König gewiß vollständig mit ihm versöhnen, wenn er erst Gelegenheit gefunden habe, irgend eine

auffallend glänzende Waffenthat zu vollziehen oder sonst ihm nutzbar zu werden vermöchte.

Sie schenkte ihm also neuerdings Vertrauen und Glauben, wie es jede andere Frau gethan, welche, wie sie, ihren Gatten zärtlich geliebt hätte. Nur beschwor sie ihn, daß er es während ihrer Weiterreise nicht noch einmal versuchen möchte, sie heimlich sprechen zu können, wenn, wie gegenwärtig, irgend eine Gefahr für sich verknüpft sei oder ihr Geheimniß damit bedroht würde. Sie hatte keine Ahnung davon, daß es schon jetzt so war.

Frau von Montespan und ihr Verbündeter, der Kriegsminister, hatten, wie früher schon erwähnt worden, Leute in ihrem Solde stehen, welche unaufhörlich den Grafen von Lauzun und die Prinzessin von Montpensier beobachten mußten.

Einer von diesen Unredlichen war dem Grafen nach in den Garten des Müllers geschlichen, in dessen Behausung die Prinzessin die Nacht zubringen sollte, und von der tiefen Dunkelheit, welche eben herrschte, begünstigt, hatte er, hinter einem Gebüsch verborgen, jedes Wort verstanden, welches die Liebenden gewechselt hatten, als sich der Graf noch auf dem Baume befand, auch bemerkt, daß er in die Stube gestiegen war, in welcher die Prinzessin sich aufhielt.

Die Gräfin hatte das Fenster offen gelassen, nachdem ihr Gemahl erst bei ihr war, und diesen Umstand

benutzte nun der von dem Kriegsminister gedungene Lauscher, um noch mehr zu erfahren, als er bereits schon gehört hatte, indem er die Leiter erstieg und sein Ohr der Stube zukehrte.

Der Graf und dessen Gemahlin konnten ihn nicht bemerken, weil sie dem Fenster zufällig den Rücken zukehrten, indem sie zusammen sprachen, und der Horcher zog sich noch zu rechter Zeit zurück, nachdem er das Wichtigste erlauscht hatte, das Geheimniß ihrer Vermählung.

Der Kriegsminister erfuhr es begreiflich, als nur eben erst der Tag angebrochen war, und frohlockte über diese Entdeckung, die er, nach reiflicher Ueberlegung, zu seinem Vortheile anzuwenden sich vornahm, ohne vorher der Marquise von Montespan davon zu sagen, weil er es für sich vortheilhafter hielt, wenn er vorläufig nur allein im Besitze dieses Geheimnisses blieb, mithin auch später nur allein Anspruch auf die Früchte hatte, welche er sich dadurch sichern wollte. Nur verdoppelte er noch seine Aufmerksamkeit auf das junge Ehepaar während ihrer Weiterreise, so lange sie in Flandern sich aufhielten, und fand nun Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß sein Spion recht gehört hatte, denn der Graf von Lauzun vergaß nach und nach die Vorsicht, welche er früher angewandt hatte, um sein Geheimniß vor Jedermann zu verbergen, und dessen Gemahlin, da-

durch gleichfalls sicherer geworden, folgte endlich unwillkürlich seinem Beispiele.

Der rechte Zeitpunkt, wann der Kriegsminister sich von der Gegenwart eines Mannes befreien wollte, den er haßte, war jedoch noch nicht eingetreten. Indessen so sollte es noch kommen, denn er vermochte dem Grafen es nicht zu vergessen, daß er ihn schon einmal um das Vertrauen des Königs gebracht hatte, ein Fall, der sich leicht wiederholen konnte.

Zum großen Schrecken seiner Gemahlin hatte sich der Graf von Lauzun von dem Könige die Erlaubniß erbeten, an einem Gefechte Theil nehmen zu dürfen, und er verrichtete bei dieser Gelegenheit Wunder, wodurch er sich den Ruf eines tapferen Feldherrn erwarb.

Bei dieser Gelegenheit zeichnete er sich aber auch noch auf besondere Weise aus, indem er so viele Klugheit bei seinen Dispositionen, durch welche er den Feind in eine Falle lockte, bewies, daß sein Ruhm laut bei der Armee und gleichsam unter den Soldaten zum Sprichwort wurde. Der König ließ ihm deshalb vollkommen Gerechtigkeit widerfahren und behandelte ihn bei jeder Gelegenheit öffentlich als seinen liebsten Freund.

Das war es aber eben, was Herr von Louvois durchaus nicht ertragen konnte, weil er sich dadurch zurückgesetzt und seinen Ehrgeiz gekränkt fühlte, indem er gut wahrnahm, daß er von Tag zu Tag mehr Ludwig XIV. entbehrlich wurde.

Er beschloß also mit der Ausführung seines Racheplanes nicht so lange zu zaudern, bis sie erst wieder nach Paris zurückgekehrt wären, wie er früher es gewollt hatte, sondern jetzt schon den verhaßten Nebenbuhler mit einem Schlage, und hoffentlich für immer, zu stürzen.

Mit diesem Vorsatze und Vorhaben beschäftigt, sah er sehnsüchtig dem Zeitpunkte entgegen, wo der Krieg in Flandern ein Ende erreicht hätte, wie es nun bald in Aussicht stand, worauf die Truppen in ihr Standquartier zurückkehren würden.

Das war auch jetzt das Ziel der Wünsche, welche das Herz der Gräfin von Lauzun erfüllten, weil sie während ihres Aufenthaltes in Flandern ihren Gemahl bei weitem nicht so oft und noch weniger so bequem ohne Zeugen sprechen konnte, als im Schlosse Choisy, wenn sie es billigte, daß er den Weg benutzte, der durch die Capelle und den daran stoßenden Gang nach ihrem Schlafzimmer führte.

Der ganze Hof war schon längst der Spielerei, so nahe am Kriegsschauplatze verweilen zu müssen, überdrüssig geworden, und man sehnte sich allgemein nach der Rückkehr in die gewohnte Umgebung, als diese endlich erfolgen durfte, indem der König das Beispiel dazu gab.

Besonders aber fühlten sich die Gräfin Lauzun und Frau von Riancourt freudig bewegt, während sie sich wieder auf dem Wege nach dem Schlosse Choisy befanden.

Schon früher war der Kriegsminister seinem Vorsatze, mit der Ausführung seines Racheplanes zu warten, bis sie wieder in Paris wären, untreu geworden, weil verschiedene Ursachen ihn dazu bewogen. Jetzt aber, auf dem Wege dahin, überlegte er immer reiflicher, ob er auch wirklich gut daran thue, wenn er die Marquise von Montespan nicht mit dem Vorgefallenen und dem Plane bekannt, mithin ihr bemerkbar mache, daß er bei der Ausführung desselben ihren Beistand entbehren zu können glaubte, und nach vielem Ueberlegen, was dabei das Beste sei, beschloß er endlich, sie zur Mitwisserin seines Geheimnisses zu machen.

In ihrer Freude über diese Entdeckung beschloß Frau von Montespan, sie selbst dem Könige mitzutheilen, was jedenfalls immer ein gewagtes Unternehmen blieb, da dieser Monarch zwar sonst in jedem Falle Widersetzlichkeit gegen seinen Willen und Uebertretung dessen, was er befohlen, mit einer lange dauernden Gefangenschaft oder mit Verweisung aus Frankreich zu bestrafen pflegte, ob er gleichfalls so gegen den Grafen Lauzun handeln, oder dessen dem Lande bei dem letzten Kriege geleisteten Dienste berücksichtigen würde.

Sie baute jedoch auf die Macht ihrer Reize und

hauptsächlich auf die schon so oft geübte Kunst, mit der sie den Zorn des Königs gegen Jeden in Flammen zu setzen wußte, der es wagte, diesen zu erregen, weil sie mit verschiedenen Variationen das Mittel anwandte, ihm glauben zu machen, sie halte ihn nicht für fest genug in seinen Beschlüssen, oder nicht für so mächtig, sie auszuführen, weshalb sie daran zweifle, daß es geschehe.

Sie irrte sich auch in der Voraussetzung dieses Mal ebensowenig, wie bei jedem anderen Falle; denn es ward ihr die Freude, es wahrzunehmen, wie der König außer sich gerieth, als sie ihm betheuerte, daß sich die Prinzessin von Montpensier gegen seinen ausdrücklichen Willen mit dem Grafen von Lauzun doch vermählt habe.

Ja, er fertigte sogar in der ersten Aufwallung seines Zornes mit eigener Hand einen Verhaftsbefehl gegen den Grafen aus, ließ den Kriegsminister zu sich rufen und beauftragte diesen mit dem Befehle, den Uebertreter seiner Gebote nach der Bastille abzuführen, mit der Absicht, ihn später nach irgend einer anderen Festung tiefer ins Land zu schicken, sobald er nur erst mit sich einig sei, welche er dazu wählen solle.

Der König handelte öfter so übereilt, zu bestrafen, ohne vorher geprüft zu haben, wie sich eine Sache verhielt; denn es kam ihm hauptsächlich darauf an, wer sie ihm vorbrachte, und in dem gegenwärtigen Falle befand er sich auch nun.

Nur sehr wenige Personen erfuhren darum gleich, was sich mit dem Grafen zutrug, die Höflinge erst nach einigen Tagen und die Stadt noch viel später.

Die Gräfin Lauzun wußte mithin am Tage seiner Verhaftung noch nichts davon, wie es ihrem Gemahle ergangen war und erwartete ihn stündlich bei sich zu sehen. Endlich aber, als sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sah, meinte sie, daß Dienstgeschäfte ihn in Paris zurückhielten.

Die Witterung war schon herbstlich und größtentheils unfreundlich geworden; die Tage kürzer und man zog sich gern, wenn die Abenddämmerung eintrat, in die Nähe des Kamins zurück, weil sich die hier herrschende Wärme ganz gut ertragen ließ.

Der Graf von Guiche hatte im Auftrage des Königs eine kurze Geschäftsreise unternehmen müssen und der Herzog von Grammont darum eingewilligt, seine Schwiegertochter auf einige Tage nach dem Schlosse Choisy zu begleiten.

Hier waren sie schon am frühen Morgen angelangt und saßen nun mit ihren Freunden um das ihnen wohlthuende Kaminfeuer versammelt, indem diese von ihrem Aufenthalte in Flandern mit großer Heiterkeit im Tone erzählten. Besonders aber sprach die Gräfin von Lauzun sehr lebhaft die Empfindungen ihres Herzens aus, indem sie der Waffenthaten ihres Gemahls erwähnte.

Plötzlich vernahm man die Tritte eines Pferdes, und in demselben Augenblicke eilte die Gräfin an ein Fenster, weil sie glaubte, es sei der von ihr so sehnlich Erwartete, der eben anlangte. Die jetzt schon eingetretene Dunkelheit aber verhinderte, daß sie ihn zu kennen vermochte, und deshalb kehrte sie, den Blick aber fest auf die Thüre gerichtet, durch die er eintreten mußte, zu den Uebrigen zurück.

Nicht der Graf von Lauzun war es, sondern Herr Lamin, der bald darauf eintrat, aber sich so ganz anders in seinem Benehmen zeigte, wie gewöhnlich, daß Frau von Riancourt die Frage an ihn richtete: ob er sich etwa nicht ganz wohl befinde.

„Gewiß befinde ich mich nicht wohl,“ gab er zur Antwort, „denn wie könnte ich mich wohl befinden, indem ich daran denke, daß ich dazu genöthigt bin, Sie sämmtlich zu betrüben.“

„Mein Gott, was ist geschehen?“ fragten Alle zu gleicher Zeit.

„Ich würde es Ihnen gern noch vorenthalten, was sich zugetragen hat,“ erwiederte Herr Lamin sehr traurig, „wenn ich nur nicht befürchten müßte, mir dadurch Ihren Tadel für die Zukunft zuzuziehen.“

„Nun, nun?“ fragten sie in gespannter Erwartung, und die Gräfin setzte hinzu: „schonen sie uns nicht länger, sondern beendigen Sie schnell Ihre Rede.“

„Sie befehlen es,“ sagte Herr Lamin, „und es ist

auch nothwendig, daß ich nicht länger mit meiner Botschaft zaudere. Darum also fassen Sie Muth, denn es wird ein harter Schlag Sie sämmtlich treffen. Der König hat den Grafen von Lauzun verhaften und gleich nach der Bastille abführen lassen.“

„O, mein Gott!“ rief die Gräfin, jede Vorsicht vergessend und mit einer Ohnmacht ringend aus, „was hat mein Gemahl verbrochen?“

„Ihr Gemahl?“ fragten Alle zugleich, und Herr Lamin setzte tiefbewegt hinzu: „so wäre es also dennoch wahr, was man sich bei Hofe in die Ohren zischelt, daß der Graf von Lauzun darum verhaftet worden ist, weil er sich mit Ihnen, Hoheit, vermählt hat. Ach, wie beklage ich Sie in diesem Falle, denn ich halte ihn dann für verloren.“

„Jawohl, für rettungslos verloren,“ sagte der Herzog von Grammont, und die Uebrigen wiederholten dieselbe Aeußerung.

Die Gräfin hatte sich wunderbar gesammelt und sagte nun mit entschlossenem Tone: „Ich nur allein von Euch Allen bin anderer Meinung; denn so lange wir noch athmen können, soll auch des Königs Wille nicht im Stande sein, uns zu trennen.“

Clara von Guiche erholte sich noch eher von ihrem Schrecken, als es bei ihrer Mutter der Fall war, und sagte darum zu der Gräfin: „Ach, Louise, nicht wahr, es ist nicht so: Du bist nicht Gräfin Lauzun geworden?

Wir haben Dich nicht recht verstanden; Du bereuest ein so unüberlegtes Geständniß."

„Ich kann und darf es nicht bereuen, wenn ich von jetzt an in meiner Angelegenheit handeln will, wie ich es für recht erkenne," antwortete die Gräfin; „ich muß es vielmehr wiederholen, daß ich rechtmäßig mit dem Grafen Lauzun getraut bin."

Erst drängte sich ein Schrei über die Lippen aller Anwesenden, und darauf herrschte tiefe Stille in dem Zimmer, worin sie sich aufhielten.

Endlich unterbrach diese die Gräfin, indem sie fortfuhr: „Noch heute werde ich mich nach Paris begeben, und Sie, mein bester Herr Lamin, sollen mich dahin begleiten —"

„Aber Sie wollen nicht, daß ich —" unterbrach sie der Herzog von Grammont.

„Nein," fiel sie ihm schnell in die Rede, „nur Herr Lamin vermag mich bei der Ausführung meines Planes zu unterstützen. Ich besitze in ihm einen längst geprüften Freund, und auf seine Verschwiegenheit bin ich im Stande, mich zu verlassen."

Herr Lamin gab ihr sein Wort darauf, aber es geschah mit einem bitteren Empfinden; denn er liebte die Gräfin von ganzem Herzen, obgleich nicht in der gewöhnlichen Art der Männer, und mußte sie nun mit Einem vermählt wissen, dem er wenigstens nicht viel Gutes zutraute.

Alle stellten der Gräfin nun vor, daß es nutzlos sei, wenn sie noch denselben Abend nach Paris reise, weil eine leichte Unpäßlichkeit den König in sein Zimmer banne, wo sie ihn also unmöglich noch so spät sprechen könne; allein sie erwiederte, daß ihr, als einer Prinzessin von königlichem Geblüte und seiner nahen Anverwandtin, das Recht zustehe, auch spät am Abende noch vor ihrem Vetter zu erscheinen.

Darauf erklärten sich Frau von Riancourt, deren Tochter und der Herzog von Grammont bereit, sie gleichfalls nach Paris zu begleiten, und der Wagen wurde sofort bestellt.

Herr Lamin hielt seine Befürchtung zurück, die ihn glauben machte, daß die Gräfin ihren Zweck, den König zu sprechen, nicht erreichen würde; „denn," meinte er, „ihre und des Grafen Feinde möchten schon dafür gesorgt haben, es zu verhindern, indem die Mittel dazu ihnen sicher zu Gebote ständen," und wie er es befürchtet hatte, so kam es.

Die Gräfin nämlich wollte sich gleich zum Könige begeben, aber der Offizier, welcher in dessen Vorzimmer die Wache hatte, versicherte, daß er kränklich sei, sich deshalb schon seit einer Stunde zu Bette begeben und jede Störung streng untersagt habe.

Die Schicklichkeit verbot ihr, bei ihrem Verlangen, den König zu sprechen, zu beharren, und sie verfügte sich also nun nach den Gemächern seiner Gemahlin,

um wenigstens diese noch vor dem Anbruche der Nacht zu sprechen.

Man sagte ihr hier, daß die Königin, wie beinahe jeden Abend, ihren kleinen Zirkel um sich versammelt habe, in welchem zu erscheinen die Gräfin weder für schicklich, noch für zweckmäßig hielt; denn sie befand sich im Hauskleide und fürchtete, daß sie vor den scharfen, auch sie gewiß genau beobachtenden Blicken der Höflinge das, was in ihrem Innern vorging, nicht würde verbergen, und annehmen konnte, daß es schon bereits bekannt geworden war, um welcher Ursache willen der König ihren Gemahl nach der Bastille hatte bringen lassen.

Allein in dieser Beziehung befand sie sich in einem Irrthume, wie sie bald überzeugt wurde; denn die Feinde ihres Gemahls hatten die Sache so geheim, wie möglich, betrieben, und auch den König durch das Vorgeben dazu veranlaßt, daß er dann die Beschimpfung von sich abwenden könnte, welche der Graf ihm zugefügt habe, wenn er später erst dessen Gefangennehmung laut werden lasse.

Nachdem die Gräfin sich überzeugt halten mußte, daß sie auch nicht einmal die Königin sprechen konnte, wenn es nicht in deren Zimmer geschah, begab sie sich dorthin, um hier abzuwarten, bis die sonst gegen sie so Gütige erst ihren Zirkel entlassen habe.

Erst lange nach Mitternacht erreichte sie ihren Zweck, und nun erstaunte die Königin nicht gering, als

sie die Gräfin in einem der Zimmer antraf, durch welche sie sich begeben mußte, bevor sie in ihr Schlafzimmer gelangte, weshalb sie sagte: „Was für eine Veranlassung führt Sie, meine liebe Cousine noch so spät zu mir her? Es muß eine wichtige sein, weil Sie in Ihrem Hauskleide vor mir erscheinen, sich keine Zeit dazu ließen, Ihren Anzug zu wechseln.“

Sie entfernte nun die Damen, welche ihr gefolgt waren, durch einen Wink und ließ sich in einen Sessel nieder, indem sie der Gräfin auch mit der Hand eine Einladung, Platz zu nehmen, zukommen ließ, und dann sagte: „Wir haben nun keine Zeugen, also reden Sie.“

Statt jeder Antwort umklammerte die Gräfin die Knie der Königin und beschwor diese, unter Vergießung bitterer Thränen, sich ihrer anzunehmen, ihre Fürsprecherin bei dem Könige zu werden und die ihres Gemahls.

Die Königin hörte ihr mit zunehmender Verwunderung zu, und bemühte sich lange vergebens, zu erforschen, wovon denn eigentlich die Rede sei; weshalb sie die Gräfin endlich halbunwillig aufforderte, sich zu bemühen, daß sie erst ruhiger werde, bevor sie ihr Anliegen vortrage.

Die Gräfin mußte nun nothgedrungen sich dazu anstrengen. Aber selbst darauf konnte sie ihre Thränen noch nicht unterdrücken, während sie sich zu den Füßen der Königin niederwarf und dabei ausrief: „Der König hat meinen Gemahl abermals nach der Bastille bringen

lassen, und ich hatte die Absicht, für ihn um Gnade zu flehen; aber man ließ mich nicht zu meinem Vetter."

„Sie werden sich wohl davon überzeugen," erwiederte die Königin, „daß ich vor Erstaunen und Schrecken kaum zu sprechen vermag."

Wirklich bebte dabei ihre Stimme, indem sie fortfuhr: „der König, sagen Sie, habe Ihren Gemahl nach der Bastille bringen lassen? Sie sind also vermählt? Wer ist es, dem Sie, ohne dabei Se. Majestät, Ihrem nächsten Anverwandten, zu Rathe zu ziehen, unbesonnen Ihre Hand gereicht haben?"

„Ihre Majestät wissen es wohl recht gut, daß ich mit dem Grafen von Lauzun verlobt war," antwortete die Gräfin, „daß mithin nur er mein Gemahl geworden sein kann."

Die Königin nahm einen sehr strengen Ton an, indem sie sagte: „Ich glaubte, daß Sie diese romantischen und zugleich thörichten Ideen ganz aufgegeben hätten, nachdem Sie wußten, wie der König über dieses Heirathsproject dachte und Ihnen verbot, desselben weiter gegen Jemanden zu erwähnen."

„Das vermied ich auch," erwiederte die Gräfin mit halber Ironie, „allein die Empfindungen meines Herzens ließen sich nicht so willig zum Schweigen bringen, als mein Mund. Sie verlangten, daß ich dem Grafen von Lauzun mein ihm gegebenes Wort halten, mich mit ihm vermählen müsse. Weil jedoch das nicht

öffentlich geschehen sollte, so reichte ich ihm insgeheim meine Hand.“

„Sie haben dabei in jeder Art unüberlegt und tadelnswerth gehandelt,“ sagte die Königin sehr verdrießlich; „mit mir aus demselben Gesichtspunkte betrachten gewiß Se. Majestät diese Angelegenheit, und haben um dieser Ursache willen mit mir darüber nicht ein Wort gesprochen.“

„O, ich bitte, daß Ihre Majestät sich meiner annehmen, daß Sie dem Könige zusichern wollen, daß ich mich von Paris zu entfernen bereit zeige, wenn nur der Graf von Lauzun mich begleiten darf,“ versicherte dessen Gemahlin; „beständig will ich mit ihm auf meinen Gütern leben, oder — wenn der König es so wünscht, Frankreich ganz und gar verlassen.“

„Wie können Sie annehmen, daß er es wird geschehen lassen, wenn Sie die Absicht zeigen, dem Lande jährlich Millionen zu entziehen, die Renten Ihres Vermögens?“ sagte die Königin.

Die Gräfin lächelte über diese unvorsichtige Aeußerung, welche ihr die Aussicht enthüllte, wie sie deren Gemahl dahinbringen könnte, eher in ihre Vermählung mit dem Grafen von Lauzun zu willigen, als dem Lande einen so beträchtlichen Schaden zuzuziehen, allenfalls sie dahinzubringen, daß sie ihr ganzes Vermögen künftig in einem anderen anlegte.

Die Königin ward durch das Aussehen der Gräfin

darauf aufmerksam gemacht, daß sie eine Uebereilung begangen hatte, und deshalb ärgerlich auf sich selbst, sagte sie nun schnell, um wo möglich besser zu machen, was erst verdorben war: „der König wird es Ihnen verbieten, Frankreich zu verlassen.“

„Das wird er nicht im Stande sein,“ antwortete die Gräfin mit angenommenem Stolze.

Die Königin sah nun ein, daß sie ein anderes Mittel erwählen müsse, um die Gräfin milder zu stimmen.

„Nein,“ sagte sie also mit mehr Gelassenheit, „erproben Sie die Geduld des Königs nicht, sondern überlassen Sie es der Zeit, ihn günstiger für Ihre Wünsche zu stimmen, und von meiner Seite soll jedes Mögliche geschehen, um ihm vergessen zu machen, daß Sie eigenwillig, wie ein unbesonnenes Kind, gehandelt haben. Oder wie, ist es etwa nicht so? Schon zweimal haben Könige Sie zu sich auf den Thron erheben wollen, viele andere Fürsten Ihnen gleichfalls ihre Hand angeboten, und Sie haben sich durch den Blick eines dunklen Augenpaares, durch die Schmeichelworte eines Mannes, der Sie durch Undank dafür belohnen wird, so bethören lassen, daß Sie jedes Ihnen dargebotene große Glück, jede Ehre lieber zurückweisen und die schlichte Hausfrau eines geringen Adeligen werden wollen.“

„Der Graf von Lauzun hat mir freilich keine Krone anzubieten,“ erwiederte die Gräfin lächelnd, „allein diese führe ich ja schon über meinem Wappen, ohne

daß eine Macht der Welt im Stande wäre, sie mir zu rauben. Er ist weder reich noch schön; es mangelt ihm die feine Galanterie eines Höflings. Wenn er zum Zorn gereizt wird, sind seine Ausdrücke sogar derb; aber dennoch — Ihre Majestät werden es kaum glaublich finden — aber dennoch liebe ich ihn, trotz seiner Fehler und Schwächen, zu welchen sich früher auch noch die gesellte, daß er nicht unempfindlich gegen die Schönheit der Frauen war, bis ihn meine geringe in Fesseln legte."

„O," erwiederte die Königin, „er wird sie sich abzustreifen wissen, sobald Ihre Reize, den der Neuheit für ihn verlieren; denn solcher Lüstling, der an den Wechsel seiner Liebschaften sich gewöhnt hat, kann nie radical geheilt werden."

„Es wäre traurig für mich, wenn Ihre Majestät recht hätten," versetzte die Gräfin mit einem Tone, dem man anhörte, daß sie nicht daran glaubte, „denn ich bin zum Extrem eifersüchtig. Indessen, ich werde doch wenigstens einige Zeit glücklich sein, in den ersten Jahren unserer Ehe, und es giebt gewiß wenige Menschen, die das von sich behaupten können, sobald sie erst den Kinderschuhen entwachsen sind. Deshalb bitte ich also noch einmal, daß Ihre Majestät bei dem Könige eine Fürsprache für mich einlegen wollen, denn ich darf Sie nicht länger durch meine Gegenwart belästigen, indem es schon sehr spät sein muß."

Die Gräfin erhob sich nun von dem Sessel, in

dem sie Platz genommen hatte, worauf die Königin gleichfalls aufstand und dabei sagte: „Was in meinen Kräften steht, soll geschehen, um den König für Ihre Wünsche günstiger zu stimmen. Sollte es mir aber dennoch nicht gelingen, so klagen Sie nicht mich, sondern die Umstände an, welche ihn bestimmen mögen, mein Gesuch und Ihres nicht zu berücksichtigen.“

Nach diesen Worten verließ sie die Gräfin mit frostiger Miene und einer Handbewewegung, ohne sie, wie es sonst geschah, zu umarmen.

Die Gräfin hatte eine ganz andere Aufnahme bei der Königin zu finden erwartet, mit mehr Bereitwilligkeit, sich für sie bei ihrem Gemahle zu verwenden, weil die Königin allgemein als gutmüthig bekannt war. Man hatte ihr jedoch den Grafen als einen übertrieben ehrgeizigen und dabei höchst sittenlosen Menschen von jeher geschildert, der nur darnach trachtete, das große Vermögen der Prinzessin von Montpensier sich zuzuwenden, und der Rücksichten wegen, die dann der König auf ihn nehmen mußte, wenn er der Gatte seiner Cousine war, zu den höchsten Stellen bei der Armee zu gelangen. Ueberdies aber besaß die Königin vielen Stolz, obgleich sie es bei manchen Gelegenheiten zu verbergen wußte, und hatte schon lange Unwillen gegen die Prinzessin von Montpensier in ihrem Innern genährt, weil diese

sich zu solcher Mißheirath herablassen wollte. Noch mehr aber darum, als diese die Hand eines Infanten von Spanien ausgeschlagen, und unvorsichtig Bemerkungen gegen einige Höflinge ausgesprochen hatte, weshalb es geschehen war, die man nicht ermangelte, weiter zu erzählen, auf welchem Wege sie endlich sogar nach Madrid gekommen, und dort von den Mitgliedern der königlichen Familie vernommen worden waren, die sich eben nicht dadurch geschmeichelt fühlten, weil sie manches Beleidigende enthielten.

Daran dachte jedoch die Gräfin nicht, oder vielmehr, sie konnte es nicht wissen, und tadelte darum von jeher die Kälte, womit die Königin ihr begegnete. Besonders aber geschah es jetzt, als sie so den Ausbruch ihrer Klagen angehört hatte, die Ergießungen ihres Schmerzes, den sie empfand, indem sie daran dachte, daß es nun leicht dahinkommen könnte, daß sie für längere Zeit getrennt von ihrem Gemahle leben müßte.

Herr Lamin erwartete die Gräfin, um von ihr zu erfahren, ob es ihr noch so spät möglich gewesen, den König zu sprechen, was er zwar bezweifelte, jedoch andererseits auch wieder nicht begreifen konnte, wo sie so lange verweilte.

Als sie endlich in das Zimmer trat, wo er sich aufhielt, sah er ihr gleich an, daß ihre Hoffnungen trüber geworden waren, denn sie konnte nun nicht mehr länger ihren Thränen gebieten, indem sie ihrem schon so

oft erprobten Freunde mittheilte, wie die Königin sich theilnahmlos ihr gezeigt hatte.

Herr Lamin führte ihr die Gründe an, weshalb er die Königin, ihres Benehmens wegen, meinte entschuldigen zu müssen, und suchte die Gräfin darüber zu trösten; aber sie versicherte, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, sich so zu zeigen, wie die Königin sich ihr als herzlos bewiesen habe.

„Ich glaube das gewiß,“ erwiederte Herr Lamin; „allein nicht jede Frau besitzt ein Gemüth, wie das Ihrige, nicht jede solche Herzensgüte, wie Ihre Hoheit.“

Man hörte ihm an, daß es nicht seine Absicht war, der Gräfin zu schmeicheln, sondern daß er sich unwillkürlich zu der eben ausgesprochenen Aeußerung hingerissen fühlte, weil sie für ihn ein Ideal aller Vollkommenheit eines weiblichen Charakters war.

Die Gräfin lächelte, indem sie erwiederte: „Sie legen mir Vorzüge bei, die ich nicht verdiene; aber es thut mir in diesem Augenblicke doch sehr wohl, daß ich in Ihrer Meinung so hoch stehe; ebenso erkenne ich es dankbar gegen Sie an, daß ich in Ihnen einen Freund besitze, auf dessen Rath ich mich verlassen kann, und es wahrlich auch will.“

„Nun, so will ich denn gleich von diesem mir so schönen Rechte Gebrauch machen,“ erwiederte Herr Lamin mit freundlichem Tone, „indem ich Ihrer Hoheit anrathe, sich zur Ruhe zu begeben; denn Sie werden

morgen einen Aufwand Ihrer Kräfte bedürfen, wenn es Ihnen gelingen soll, den König zu einer Aenderung seiner Gesinnung gegen den Herrn Grafen von Lauzun zu bewegen.“

Die Gräfin wollte eine Bemerkung darüber aussprechen, daß er den Grafen nicht ihren Gemahl nannte; allein er unterbrach sie mit einer Frage, womit er ihre Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand lenkte, und entfernte sich dann, nachdem er ihr wiederholt angerathen hatte, sich nicht so tief in die Nacht hinein durch Nachdenken zu beunruhigen.

Indessen konnte sie nicht die innere Aufregung überwinden, welche es ihr unmöglich machte, im Bette liegen zu bleiben, wie sie es versucht hatte, weshalb sie es verließ, ihrer Kammerfrau klingelte, Feuer im Kamin anmachen und mehrere Wachskerzen anzünden ließ, vorgeblich, weil sie zu schreiben nöthig habe, ohne auf Annettens Bitten zu achten, durch welche diese das Vorhaben ihrer Dame, als ihrer Gesundheie nachtheilig, hintertreiben wollte.

Die Gräfin beabsichtigte wirklich, an ihren Gemahl zu schreiben, und fing auch den Brief schon an; jedoch konnte sie damit nicht fortfahren, indem ihre Aufregung zu groß war.

Darum ging sie also nur bis zu völliger Erschöpfung auf und nieder, während sie dabei überlegte, was sie am folgenden Tage dem König in Bezug auf

ihren Gemahl Alles sagen wollte; dann aber, als sie sich dazu nicht mehr fähig fühlte, sank sie auf ihr Lager und ihre Augen schlossen sich zum Schlafe.

Als sie erwachte, war es schon heller Tag geworden, und sie erschrak deshalb nicht gering. Sie erhob sich also darum schnell, trank gedankenvoll die Chocolade und ließ sich ankleiden.

Zum Könige konnte sie sich unmöglich so früh schon begeben, denn er würde sie nicht angenommen haben; aber sie wollte doch in etwas wirksam in ihrer Angelegenheit werden, und deshalb fuhr sie nach der Bastille, um zu versuchen, ob der Gouverneur ihr nicht eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl gestatten würde, oder wenn nicht, ob sie ihm nicht wenigstens schreiben dürfe. Vorher aber verfügte sie sich noch zu einem Juwelenhändler, bei dem sie arbeiten ließ, nahm eine sehr kostbare Uhr von ihm, die sie zu sich steckte, und dann erst ihren Plan durchzusetzen versuchte.

Der Gouverneur war eine Creatur des Kriegsministers, dem er seine jetzige, sehr einträgliche Stelle zu verdanken hatte, was die Gräfin jedoch nicht wissen konnte.

Er empfing sie so ehrfurchtsvoll, wie er es ihrer Abkunft schuldig war, äußerte sein Erstaunen darüber,

sie bei sich zu sehen, und besonders so früh am Morgen, worauf er sie nach ihren Befehlen fragte.

„Von einem Befehle kann nicht die Rede sein," antwortete die Gräfin mit bewegtem Tone, „nur eine Bitte will ich mir erlauben, gegen Sie auszusprechen. Werden Sie so gütig sein, diese zu erfüllen?"

„Sobald das, was Ihre Hoheit von mir begehren, mit meiner Pflicht zu vereinbaren ist, ganz gewiß," antwortete der Gouverneur, „und sogar werde ich mich glücklich schätzen, wenn ich im Stande sein sollte, Ihnen einen Dienst zu leisten; darum wollen Ihre Hoheit sich nur geneigtest erklären, worin dieser bestehen soll."

„Seit vorgestern befindet sich mein Gemahl hier in der Bastille unter Ihrer Obhut, Herr von Budru," sagte die Gräfin; allein dieser ließ sie nicht weiter reden, sondern rief eben so überrascht, wie beinahe erschrocken aus: „Ihr Gemahl? Wie, Ihre Hoheit sind vermählt?"

„Der Graf von Lauzun ist mein Gemahl," antwortete die Gräfin.

„Der Graf von Lauzun!" erwiederte der Gouverneur, und in seinem Tone lag eine gewisse Geringschätzung gegen den Grafen, weshalb dessen Gemahlin mit halbem Unwillen sagte: „Hören Sie endlich auf, sich über eine Sache zu verwundern, die nun einmal nicht anders ist, als ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen,

und lassen lieber mich wissen, ob es angeht, daß ich meinen Gemahl eine Viertelstunde lang allein sprechen darf.“

Der Gouverneur schüttelte den Kopf, indem er antwortete: „Das ist unmöglich, denn ich habe einen von Sr. Majestät höchst eigenhändig ausgestellten Befehl in Händen, der besagt, daß ich keinen Menschen zu den Grafen von Lauzun lassen soll; nur denjenigen, der gleichfalls ein Cabinetsschreiben vorzuzeigen im Stande ist, worin steht, daß ich ihn zu dem Gefangenen führen soll.“

Die Gräfin versuchte nun durch Bitten und Vorstellungen ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bewegen, allein er achtete nicht einmal darauf. Sie legte die für ihn bestimmte Uhr neben ihn auf einen Tisch, wo er sie nicht übersehen konnte, ohne daß er ihr auch nur einen Blick schenkte. Sie bot ihm für die Zeit von einer Viertelstunde einen Jahrgehalt an, wenn er sie so lange mit ihrem Gemahl sprechen ließe, und doppelt so viel für eine halbe. Aber er blieb fest dabei stehen, daß die Erfüllung ihres Verlangens gegen seine Pflicht streite, und als sie sich mit Unwillen der Thüre zukehrte, sagte er noch mit Ironie: „Ihre Hoheit haben Ihre Uhr vergessen; belieben Sie, dieselbe wieder an sich zu nehmen.“

Sie drückte durch ihren Blick Verachtung aus, als sie die Uhr ihm abnahm, sich seine Begleitung verbat, und darauf ihn verließ.

Während sie durch die verschiedenen Höfe der Bastille ging, weil ihr Wagen außerhalb derselben sie hatte erwarten müssen, sah sie sich nach allen Seiten hin um, weil sie erforschen wollte, ob sie Niemanden zu sehen bekäme, der ihr den Muth einflößte, eine Frage an ihn zu richten, deren Beantwortung sie dem Ziele ihrer Wünsche näher gebracht hätte, nämlich die: in welcher Abtheilung der Gemächer für Gefangene sich der Graf von Lauzun befinde. Aber sie sah nur Soldaten, die verschiedenartig beschäftigt waren, und andere, welche Wache standen.

Dicht an dem Thore, welches das letzte war, das sie passiren mußte, um aus der Bastille zu gelangen, begegnete ihr ein junges Mädchen. Es trug einen Korb am Arme und betrachtete, wie es schien, mit Verwunderung die vornehme Dame, welche darum stehen blieb und sagte: „Ob wohl mein Wagen vor dem letzten Thor der Bastille mich erwartet? hast Du es nicht wahrgenommen, mein liebes Kind?“

„Ei, gewiß habe ich ihn gesehen,“ antwortete das junge Mädchen; „es ist ein schöner dunkelgrüner, mit dem königlichen Wappen.“

Die Gräfin hatte diese Worte nur zu einer Anrede benutzt, denn sie konnte wissen, wo ihr Wagen sie erwartete; deshalb fragte sie auch weiter: „Wer bist Du denn, mein schönes Kind, und wie heißt Dein Vater?“

„Er nennt sich Fermier,“ antwortete die Kleine.

„Kannst Du mir nicht sagen,“ forschte die Gräfin weiter, „in welchem Theile der Festung der Graf von Lauzun gefangen gehalten wird? Er kam nur erst vorgestern in die Bastille.“

„Ich habe diesen Namen noch niemals nennen hören,“ antwortete die Kleine; „allein darüber dürfen Sie sich nicht wundern, denn Herr Sinelle spricht niemals über die Gefangenen, und ebensowenig dürfen wir uns unterstehen, eine Frage an ihn zu richten, welche sie betrifft.“

„Herr Sinelle?“ sagte die Gräfin, „wer ist das?“

„Nun, der erste Gefangnenwärter, bei dem ich diene, weil mein Vater arm ist, und außer mir noch sechs Kinder zu ernähren hat.“

„Was ist denn Deine Beschäftigung?“ fragte die Gräfin weiter.

„Ei,“ antwortete das Mädchen, „ich muß Alles verrichten, was mir die Schwester des Herrn Sinelle befiehlt, und Mademoiselle Simoni versteht es, mich in beständiger Thätigkeit zu erhalten, denn ich muß nicht nur die gröberen Geschäfte des Hausstandes vollziehen, sondern auch den Gefangenen das Essen zutragen, was keine geringe Bemühung verursacht, wenn Viele in der Bastille sich befinden, wie es zum Beispiel gegenwärtig so ist.“

„Höre, mein liebes Kind,“ sagte nun die Gräfin nach einigem Nachdenken, „wenn Du mir einen wich-

tigen Dienst leisten willst, dann sollst Du nicht länger eine arme Waise sein, sondern ich werde mich Deiner annehmen und Dich reichlich ausstatten."

„Ei, das wäre ja eine ganz schöne Sache," erwiederte das junge Mädchen, „denn so könnte ich wohl bald Jean Lambert heirathen, den Werkführer des Schuhmachermeisters, der für alle Gefangenen arbeitet."

„Ja, das sollst Du," versicherte die Gräfin, „und damit Du siehst, daß ich die Absicht habe, Wort zu halten, wirst Du schon jetzt eine Probe meiner Freigebigkeit empfangen."

Die Gräfin wollte eben einen Beutel aus der Tasche ziehen, als es das Mädchen verhinderte, indem es ausrief: „Um des Himmelswillen, geben Sie mir hier, wo man uns beobachten könnte, kein Geschenk, und entfernen Sie sich besser aus der Festung. Allein vorher lassen Sie mich noch wissen, worin der Dienst besteht, welchen Sie von mir erwarten, und kann es geschehen, so werden Sie mich bereitwillig dazu finden, und ich will Ihnen einen Ort angeben, wo wir uns mit mehr Sicherheit sprechen können, als hier."

„Kannst Du zu erfahren suchen, welcher von Deinen Gefangenen der Graf von Lauzun ist?" fragte die Gräfin.

„Ich sollte es meinen," gab das Mädchen zur Antwort, „denn nur bei einigen von ihnen ist mein Herr gegenwärtig, wenn ich ihnen das Essen bringe.

Sie darf Niemand sprechen, und zu den Uebrigen begleitet mich nur der etwas harthörige Schließer."

„Und willst Du dann dem Grafen ein kleines Briefchen einhändigen?" fragte die Gräfin weiter.

Die Kleine antwortete schnell: „Rechter Hand, wenn Sie hier aus dem Thore treten, ist eine Querstraße und in deren Mitte eine kleine Kirche; nun, an deren Eingang erwarten Sie mich in einer Stunde, dann stelle ich mich dort ein."

Die Gräfin versprach es, und begab sich nach der ihr bekannten Kirche.

Lange erwartete sie die Kleine vergebens, die, nachdem sie kam, versicherte, es sei lange unmöglich gewesen, Madame Simoni habe sie so lange beschäftigt.

Während sie das Mädchen erwartete schrieb die Gräfin auf ein Blättchen Papier, das sie aus einem Notizbuche riß, welches sie bei sich führte, einige Zeilen an ihren Gemahl, und sicherte ihm einen größeren Brief für die Folge zu.

Dieses Briefchen gab sie der Kleinen, indem sie sagte: „Hier hast Du zwei Goldstücke; morgen aber komme ich wieder hierher, bringe Dir abermals ein Billet, und beide mußt Du dem Grafen von Lauzun in die Hände spielen. Sobald es geschehen sein wird, erhältst Du noch zwölf Goldstücke, und doppelt so viel, wenn Du mir ein Antwortschreiben zurückbringst."

„Ach, wie glücklich werden Sie mich durch die

Gaben Ihrer Großmuth machen!“ rief die Kleine ganz außer sich vor Freude, „und wenn der Herr Graf sich nur unter den Gefangenen befindet, welche Herr Sinelle zu beaufsichtigen hat, so soll er das Briefchen schon erhalten, und den, welchen Sie mir morgen bringen werden, gnädige Frau, gleichfalls, darauf können Sie sich verlassen. Aber, das kann nur am Morgen um sieben Uhr geschehen, denn um diese Zeit gehe ich in die Frühmesse.“

Die Gräfin versprach zu kommen, und zwar in einem unansehnlichen Wagen, den sie noch dazu an der Ecke wollte auf sich warten lassen, und darauf entfernte sich das Mädchen schnell.

Außer den Mitgliedern der königlichen Familie durfte Niemand in die Bastille eingelassen werden, der nicht vom Könige eine besondere Erlaubnißkarte dem Gouverneur vorzeigen ließ, und auch Jene konnten nur bis zu dessen Wohnung, nicht in die verschiedenen innern Höfe gelangen.

Diese waren auch für die Dienerschaft des Gouverneurs unzugänglich, und nur die Gefangnenwärter, so wie ein Schließer, der die Neuangekommenen in ihre Zellen zu bringen hatte, nebst dem jungen Mädchen, das allen Gefangenen, von ihm begleitet, das Essen brachte, machten dabei eine Ausnahme.

Als die Gräfin im Palais Luxembourg ankam,

erwartete sie schon Herr Lamin, der ihr einen Brief überreichte.

Das Schreiben war mit dem Siegel des Königs versehen, und die Gräfin zitterte vor Freude, als sie es erbrach; denn sie glaubte ganz gewiß, er würde darin ihr die Freiheit ihres Gemahls anzukündigen haben.

Aber indem sie es las verdüsterte sich ihr Blick, und man sah ihr an, daß sie eine ihr sehr unangenehme Mittheilung erhalten hatte, bis sie endlich sogar in Thränen ausbrach, indem sie ausrief: „Nein, es ist zu arg und von dem Könige unverzeihlich, daß er mich wie eine Bettlerin von seiner Thüre zurückweiset, noch bevor ich mein Anliegen ihm vorgetragen habe. Herr Lamin, was sagen Sie zu dem Inhalte dieses Briefes?“

Sie reichte ihm diesen hin, und er las:

„Ludwig, König von Frankreich, an die Prinzessin von Montpensier.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie absichtlich mir so vielen Verdruß verursachen möchten, daß sie so ganz und gar vergessen könnten, was Sie mir, Ihrem Namen und sonach, was Sie überhaupt der Welt gegenüber für Pflichten zu erfüllen schuldig sind.

„Weil es aber doch so gekommen ist, wie Sie es ärger nicht hätten treiben können, so verzichten Sie darauf, mich zu sprechen, denn ich habe beschlossen, Sie nicht eher zu sehen, bis eine Dispensation von Rom eingegangen ist, durch welche der heilige Vater, den ich

dringend darum angegangen habe, Ihre Ehe mit dem Grafen von Lauzun getrennt hat. Ist das jedoch erst geschehen, dann nenne ich mich, wie früher, wieder Ihren

wohlgeneigten Vetter

Ludwig XIV."

„Ich habe solche Aeußerungen von ihm zu erfahren erwartet," sagte Herr Lamin, indem er der Gräfin den Brief des Königs zurückgab.

„Nein, ich nicht, daß er in der Art mit seiner nächsten Anverwandtin sprechen, und so kränkend sie behandeln würde!" rief die Gräfin, noch heftiger dabei weinend.

„Es hätte noch ganz anders kommen können," tröstete sie Herr Lamin, „wenn Sie Ihrer Freiheit beraubt worden wären."

„Ach, Sie mögen recht haben," erwiederte die Gräfin, „aber auch frei weiß ich nicht, was geschehen soll, womit ich im Stande bin, dem Grafen zu nützen."

„Es bleibt Ihnen nur übrig, den König täglich mit schriftlich ausgesprochenen Bitten um die Freilassung des Herrn Grafen zu bestürmen. Vielleicht mildern Sie damit seinen Zorn und bewegen ihn endlich dazu, daß er Ihnen vergiebt."

Die Gräfin theilte Herrn Lamin nun mit, durch welchen Canal einige Briefe von ihr laufen dürften, um zu ihrem Gemahle zu gelangen; setzte aber mit einem Seufzer hinzu: „Doch für die Länge kann dieser heim=

lich geführte Briefwechsel mein Herz nicht befriedigen. Aber — wer weiß, vielleicht ist die Ausführung Ihres Rathes von guter Wirkung.“

Sie befolgte ihn und schrieb täglich an den König, um dessen Gesinnungen gegen ihren Gatten zu ändern; er würdigte sie jedoch nicht einmal einer Antwort.

Besser erging es ihr mit dem durch die kleine Margot eingeleiteten Briefwechsel, den sie täglich fortsetzte und auch zuweilen von ihrem Gemahl erwiedert fand, indem sie das junge Mädchen immer mehr beschenkte, weshalb es sich bemühte jeden ihrer Wünsche zu befriedigen.

Während dieser Zeit hielt sie sich in ihrem Palais Luxembourg auf, weil sie täglich Margot die Briefe an den Grafen von Lauzun selbst bringen, und die seinigen dagegen in Empfang nehmen wollte.

Neugierde, zu erfahren, was sie über ihre Angelegenheit sprechen würde, oder auch bei Einigen Theilnahme an ihrem Schicksale, führte alle ihre Bekannte ihr zu, vor welchen sie offenherzig ihre Vermählung mit dem Grafen von Lauzun eingestand.

So blieb die Lage der Dinge vier ihr ewig lang dünkende Wochen.

Diese Heirath ward von den Höflingen verschieden beurtheilt, je nachdem sie den Grafen gut leiden mochten, oder ihm nicht wohlwollten. Aber alle stimmten wenigstens darin überein, daß er ein solches Glück, der

Gemahl dieser schönen und reichen Prinzessin bleiben zu dürfen, nicht verdiene, wenn er aber dennoch dazu gelange, es nicht nach seinem Werthe zu würdigen im Stande sein möchte, daß sie mithin noch manchen schmerzvollen Tag erwarten würde, weil er in keinem Falle ihr treu bliebe und sie oft genug durch seine ungeregelte Heftigkeit, die nicht selten an Rohheit grenzte, verletzen müsse. Denn, urtheilten sie, und sehr richtig, er beleidige ohne alle Rücksicht Jeden, der um geringer Ursachen willen seine Heftigkeit reize, gegen seinen grenzenlosen Ehrgeiz stoße und seinen Unwillen darum errege.

So wie der Graf wirklich war, hatte die Prinzessin von Montpensier ihn niemals kennen lernen, indem er, immer nach einem gewissen Ziele hinstrebend, vor ihr nur sich liebenswürdig und geistreich zeigte, wie er denn stets es sein konnte, wenn er es wollte. Aus diesem Grunde ahnete sie auch jetzt nicht, daß man mit vollem Rechte ihr ein sehr trauriges Schicksal voraussagte, wenn der Graf wirklich ihr Gemahl blieb. Vielmehr hätte sie willig auch das schwerste Opfer gebracht, um dadurch dieses — wie sie es betrachtete — große Glück für sich zu erwirken.

Als fortgesetzt jeder ihrer an den König gerichteten Briefe ohne Antwort blieb, und alle Versuche, ihn zu sprechen, scheiterten, ward die Gräfin erst sehr mißgestimmt und endlich sogar krank, weshalb die Besorgnisse ihrer Freunde um die Erhaltung ihres Lebens sich

vermehrten, da kein Arzt ein Mittel erdenken konnte, um damit ihr Leiden zu beseitigen, weil Keiner die Ursache davon fortzuschaffen vermochte.

Als sie selbst zu unwohl sich befand, als daß sie täglich selbst Margot ihre Briefe überbringen und die ihres Gatten dagegen in Empfang nehmen konnte, übernahm Herr Lamin diese Besorgung, und daß er selten mit leeren Händen zu ihr zurückkehrte, war für sie noch der einzige Trost, dem sie ohne Widerstreben ihr Herz öffnete. Aber um so trauriger wurde sie jedesmal gestimmt, wenn sie die Ausdrücke von glühender Liebe las, womit der Graf sie beschwor, ihm seine Freiheit zu erwirken, und sie sich eingestehen mußte, es sei ihr dieses unmöglich.

Eines Tages befand sich die Gräfin leidlich wohl und beschloß darum, wieder einmal selbst zu der Kirche des heiligen Sebastian zu fahren, um hier Margot vor der Frühmesse zu sprechen.

Sie freute sich zwar, die Gräfin wiederzusehen; allein diese bemerkte doch, daß Margot nicht so froh darüber war, als sie solche zu finden erwartet hatte, und sie gab dem Mädchen darüber ihr Erstaunen zu erkennen.

„Ach," erwiederte Margot und brach dabei in Thränen aus — denn sie mochte dabei wohl daran denken, daß nun ihre reiche Einnahme aufhören würde — „nun

werde ich Sie wohl bald gar nicht mehr zu sehen bekommen, gnädige Frau.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte die Gräfin, mit gespannter Erwartung auf die Antwort.

„Daß man den Herrn Grafen von Lauzun in der vergangenen Nacht in einem dicht verschlossenen Wagen, den sechs Mann Soldaten zu Pferd begleiten mußten, aus der Bastille fortgebracht hat,“ antwortete Margot mit höchst betrübtem Tone.

Diese Mittheilung erschreckte die Gräfin so sehr, daß sie anfänglich nicht sprechen konnte, dann aber noch mehr über das ihr unerklärliche Ereigniß zu erforschen suchte.

Aber Margot hatte nur durch den Schließer gehört, was sie der Gräfin berichtet, und diese konnte darum nicht mehr durch das junge Mädchen erfahren, das sie noch reichlich beschenkte und dann ihren Wagen aufsuchte.

Ihr Aussehen, als sie zu ihren Freunden zurückkam, erfüllte diese mit großem Schrecken, und Herr Lamin beeilte sich, sie zu einem Sessel zu geleiten, in den sie, erschöpft an Kräften, sank, und in abgebrochenen Sätzen das Vorgefallene endlich ihnen mittheilte, worauf Herr Lamin versicherte, daß er sich die größte Mühe geben wolle, um zu erfahren, an welchen Ort man den Grafen von Lauzun gebracht habe.

Allein das konnte nicht so schnell bewirkt werden,

als die Gräfin es wünschte, und darum verschlimmerte sich deren Zustand täglich.

Endlich brachte ein Zufall Herrn Lamin zu der Entdeckung, daß man den Grafen nach der Festung Pignerol abgeführt habe, in dieselbe, wo der Minister Fouquet seine Sucht, den Staatsschatz zu verschwenden, nun abbüßte, wie man behauptete, eigentlich aber nur seine Kühnheit, der Herzogin von la Valière Liebesanträge unvorsichtiger Weise eröffnet zu haben, die sein Wagniß dem Könige verrathen hatte.

Zu gleicher Zeit erfuhr Herr Lamin, daß man den Grafen beschuldige, daß er geheime Verbindungen mit Spanien und Holland unterhalte, überhaupt mit fremden Mächten verbunden, gegen Frankreich conspirire; daß man ihn also vorgeblich als einen Staatsverbrecher betrachte und auf Lebenszeit eingekerkert habe.

Herr Lamin hatte der Gräfin sein Wort darauf gegeben, daß er ihr der Wahrheit getreu berichten wolle, was er über den Grafen erforschen könne, und mußte darum sie genau mit dem Vorgefallenen bekannt machen, weil sie es doch ohnehin erfahren hätte, indem man sich schon davon am Hofe unterhielt.

Diese Nachricht versetzte sie in einen verzweiflungsvollen Zustand; denn war es wirklich so der Fall, wie man bald allgemein behauptete; hatte ihr Gemahl, um sich an dem Könige für jede erlittene Kränkung zu rächen, sich so arg gegen diesen, wie überhaupt gegen

das Land vergangen, so durfte sie keinen Schritt mehr zur Befreiung ihres Gemahls unternehmen, und wurde ganz gewiß von diesem durch eine Dispensation des Papstes geschieden.

Das Alles zog sie in Erwägung, und ward darauf so ernstlich krank, daß sie ihr Bett nicht mehr verlassen konnte, obgleich sie wenigstens gern noch nach dem Schlosse Choisy zurückgekehrt wäre, weil es dort weit stiller war, als in den Straßen von Paris.

Frau von Riancourt verließ nun die Gräfin keinen Augenblick, und auch Clara von Guiche verweilte täglich einige Stunden bei ihrer so bedeutend kranken Freundin.

Beider Pflege, und der Geschicklichkeit ihrer Aerzte, hatte endlich die Gräfin Lauzun, nach dem Beistande Gottes, der vor Allem wirksam war, ihre Genesung zu verdanken.

Der König hatte sich während ihrer Krankheit täglich einigemal nach ihrem Befinden erkundigen lassen, und aus diesem Umstande schöpfte sie die Hoffnung, daß ihn sein Verfahren gegen ihren Gemahl reue, und daß er ebenso bedauere, sie so bitter gekränkt und beleidigt zu haben, weshalb er nun die Absicht hege, seinen gegen sie begangenen Fehler zu verbessern.

Diese Hoffnung trug besonders viel zu ihrer Genesung bei, denn sie konnte kaum die Zeit erwarten, wo sie im Stande sein möchte, wiederholte Versuche zur Befreiung ihres Gemahls zu unternehmen.

Frau von Riancourt glaubte gleichfalls daran, daß Alles so kommen würde, wie ihre Freundin hoffte, und unterstützte diese deshalb noch mehr dabei durch ihre Meinung.

Herr Lamin hatte sich, so lange die Gräfin leidend war, täglich in ihrem Vorzimmer eingefunden, und pflegte dazu die Zeit zu wählen, wenn sie den Besuch ihrer Aerzte erhielt, um mit diesen über ihr Befinden selbst zu sprechen.

Sie hatte das erfahren, und als sie nur erst das Bett verlassen konnte, ihm eher, als jedem ihrer übrigen Bekannten, den Zutritt in ihr Krankenzimmer gestattet, weil sie von ihm behaupten durfte, daß er der einzige Freund blieb, mit dem sie aufrichtig über ihre Angelegenheit sprechen konnte, der einzige, welcher jeden Augenblick sich bereit zeigte, das für sie zu unternehmen, was sie von ihm begehrte, wie es nicht einmal von dem Herzoge von Grammont und dessen Sohn geschehen durfte, die sie doch herzlich liebten; darum nicht, weil diese Rücksichten bei ihren Handlungen zu nehmen hatten, wie Herr Lamin nicht es brauchte, den man überhaupt nicht so beobachten konnte bei seinen Handlungen, wie alle ihre übrigen Freunde.

Deshalb aber, weil sie ihm in allen Stücken vertrauen durfte, indem sie vielfach bei der Verwaltung ihres großen Vermögens seine Redlichkeit hatte kennen lernen, und sonst noch bei jeder Gelegenheit auch seine

Anhänglichkeit an ihre Person, schätzte sie ihn auch nach seinen Verdiensten.

Herr Lamin war nicht unbedingt, wie sie, der Meinung, daß der König zu Gunsten ihres Schicksals seine Gesinnung geändert habe; aber er verbarg ihr seine Ansicht, indem er befürchtete, es möchte sonst ihre Wiedergenesung weniger schnell weiterschreiten.

Dagegen aber sprach er aufrichtiger mit Frau von Riancourt über diese Angelegenheit, weil er wußte, daß sie jederzeit vorsichtig ihrer Freundin nur mittheilte, was ihr zu wissen frommte.

Ihr sagte er also, was er von Personen, die bei Hofe erschienen, erfahren hatte: daß der König weit davon entfernt sei, der Prinzessin von Montpensier ihre heimliche Vermählung mit dem Grafen von Lauzun zu vergeben, daß er vielmehr mit bitteren Ausdrücken es bereut habe, früher ihren Bitten nachgegeben und ihr seine Einwilligung zu der ehelichen Verbindung mit einem Manne gegeben, dessen lasterhaften Charakter er damals nicht gekannt habe.

Er schwächte durch diese Mittheilung jede Hoffnung auf eine Aenderung des Schicksals ihrer Freundin; aber sie nahm sich vor, diese nicht gleichfalls zu enttäuschen, sondern eher dem Könige selbst es zu überlassen.

Sobald die Gräfin sich dazu kräftig genug fühlte, begab sie sich mit Frau von Riancourt nach Versailles,

wo sich der Hof gegenwärtig aufhielt, und Herr Lamin war ihnen dorthin vorangeeilt, um ihnen jede Bequemlichkeit vorzubereiten, deren die Gräfin von Lauzun noch bedurfte.

Sie fanden mithin die Zimmer, welche sie benutzen wollten, in dem Hotel der Gräfin erwärmt, Blumen, die er aus allen Treibhäusern einsammelte, die seinen Wünschen erreichbar waren, standen in Vasen vertheilt, und wo sie hinblickten, zeigten sich Merkmale der Fürsorge und Aufmerksamkeit eines wahrhaften Freundes.

Die Gräfin von Guiche empfing sie bei ihrer Ankunft im Hotel ihrer Freundin, denn sie befand sich schon früher in Versailles, weil sie sich dem Hofe hatte anschließen müssen.

Sie zeigte sich so tiefbewegt bei diesem Wiedersehen, daß es der Gräfin Lauzun auffiel, weshalb diese erschrocken nach der Ursache davon sich erkundigte, allein nur zur Antwort erhielt, es habe sie das blasse Aussehen ihrer Freundin so überrascht und erschüttert.

Doch es war ein ganz anderer Grund dazu vorhanden, den die Gräfin ihrer Mutter gleich mittheilte, als sie sich einen Augenblick allein befanden, indem sie sagte: „Ach, meine theuere Mutter, mit welchem Schmerze habe ich Ursache, auf meine durch Krankheit

und Kummer so sehr angegriffene Freundin zu blicken, da der König noch immer so erbittert gegen den Grafen von Lauzun ist, daß Niemand in seiner Gegenwart dessen erwähnen darf, weil der König gesagt hat, daß er Jeden, der es wage, ihn zu vertheidigen oder auch nur zu entschuldigen, gleichfalls für einen Landesverräther halte, weshalb natürlich kein Höfling mehr seinen Namen ausspricht.

Frau von Riancourt erschrak heftig über diese Nachricht, und theilte sie sofort Herrn Lamin mit, dem sie nicht unerwartet kam, weil er schon davon früher gehört hatte.

Sie überlegten nun, was besser sei, die Gräfin von dem, was ihr bevorstand, etwas wissen zu lassen, und konnten sich sämmtlich nicht dazu entschließen, sie davon zu unterrichten, denn vielleicht konnte doch ihr übles Aussehen den König zu einer Aenderung seiner Gesinnung bewegen.

Als die Gräfin von Lauzun den König in einigen Zeilen um eine geheime Audienz ersuchte, erwiederte er ihr zwar, daß Geschäfte ihn abhielten, sie bei sich zu empfangen; aber er ließ ihr am Abende einen Platz in seiner Loge anbieten, und lud sie ein, nach der Vorstellung des Theaterstückes im Zirkel seiner Gemahlin zu erscheinen, begleitet von Frau von Riancourt, ihrer Freundin.

Die Gräfin sah wohl ein, daß sie weder im

Theater, noch nachher mit dem Könige würde über ihre Angelegenheit sprechen können, was doch der eigentliche Zweck ihrer Anwesenheit in Versailles war. Aber sie betrachtete den Umstand, daß sie sich dem Könige wieder nähern durfte, als eine glückliche Vorbedeutung zur Erfüllung ihrer Wünsche, und aus diesem Grunde versäumte sie es nicht, sowohl im Theater in der königlichen Loge zu erscheinen, wie gleichfalls im Zirkel der Königin, wo an verschiedenen kleinen Tischchen gespeis't wurde.

Der König empfing seine Cousine mit großer Freundlichkeit, führte sie zum Abendessen nach einem Platze, neben dem er selbst sich niederließ und unterhielt sich lange mit ihr; aber er machte es ihr unmöglich, daß sie ihm, wenn auch nur wenige Worte sagen konnte, ohne daß seine Umgebung diese gehört hätten, denn der Kriegsminister besonders wich nicht von des Königs Seite, und so, wie an diesem Abende, erging es ihr jedesmal, so oft die Gräfin bei Hofe erschien, um hier eine Gelegenheit zu finden, ihn zu sprechen, weil er sonst ihren Zuspruch unter verschiedenen Vorwänden immer ablehnte.

Sie mußte sich also überzeugt fühlen, daß sie niemals ihre Absicht erreichen würde, und ihr Schmerz darüber war ohne Grenzen.

Herr Lamin rieth ihr endlich an, und Frau von Riancourt stimmte ihm bei, daß sie an den König schrei-

ben und alle ihre Beredtsamkeit aufbieten möchte, um ihn dazu zu bestimmen, daß er ihr wenigstens eine geheime Audienz bewilligen möchte.

Sie befolgte diesen gutgemeinten Rath, und die Antwort des Königs, welche sie schon nach einer Stunde erhielt, lautete:

„Meine theuere Cousine!

„Sie verlangten schon wiederholt mich ohne Zeugen zu sprechen, und gewiß in der Absicht, um sich bei mir für die Freilassung eines dessen Unwürdigen zu verwenden, der sich im höchsten Grade strafbar gegen mich und gegen sein Vaterland vergangen hat, den ich mithin darum verachte, verabscheue.

„Ich müßte Sie für eine Theilnehmerin an seinen begangenen Verbrechen halten, Sie, wie ihn, gefangen nehmen lassen, Ihre, wie seine Güter zu Gunsten des Staats mit Beschlag legen, wenn Sie sich für einen Elenden ferner interessiren, oder gar für ihn sich verwenden wollten, der mir verhaßt ist.

„Sie werden Grund genug finden, anders gegen ihn gesonnen zu werden, als es leider gegenwärtig der Fall ist, und dann soll Ihr Besuch mir jederzeit, wie früher, willkommen sein. Bis dahin aber wird Ihnen zwar nicht der Zutritt in den Zirkel der Königin, jedenfalls aber der zu einer Audienz ohne Zeugen in mein Cabinet von mir verweigert bleiben; dagegen werden

Sie in jeder andern Angelegenheit mit Wohlwollen gegen Sie erfüllt finden, Ihren Vetter

Ludwig."

Die Gräfin von Lauzun hörte nicht auf die sie wegen dieses Briefes tröstende Zusprache ihrer Freunde, welche der Meinung waren, es würde dem Könige nicht unerwünscht sein, wenn er mit einigem Rechte ihr sehr großes Vermögen einziehen und den Staatsschatz damit vermehren könnte, weshalb sie ihr auch die dringendsten Vorstellungen machten, es doch nur ja nicht durch eine Unvorsichtigkeit, die sie sich zu Schulden kommen lasse, dahin zu bringen, daß es so geschehen könnte, wie sie befürchteten.

Es dauerte lange, bis die Gräfin von Lauzun zu einem ruhigen Ueberlegen gelangen konnte, und als sie sich endlich eines Tages mit Herrn Lamin allein befand, nachdem sie sämmtlich wieder in Paris eingetroffen waren, sagte sie zu diesem: „Wenn mein Gemahl frei wäre und mich begleiten könnte, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, sondern Frankreich heimlich mit ihm verlassen. Aber wie, sollte es denn so ganz unmöglich sein, ihn seiner Gefangenschaft zu entziehen? Ich habe es so oft behaupten hören, daß Gold ein Hebel sei, der alle Schlösser sprenge, und daß man nur nach Beschaffenheit der Umstände bald weniger, bald viel davon bedürfe, um jeden Zweck dadurch zu erreichen; nun, mir steht jedes Mittel der Art zu Gebot, und ich beab-

sichtige, den Versuch zu wagen, ob die so oft ausgesprochene Behauptung Mancher auch in dem vorliegenden Falle nicht trügt. Allein ich schwaches Weib kann ohne einen männlichen Beistand nicht jeden Weg betreten, der nach einem heißersehnten Ziele hinweis't; darum werde ich wohl, wie so oft schon in der letzten Zeit, meine Hand nach Ihnen, mein theurer und treuer Freund, ausstrecken und Sie fragen müssen, ob Sie mich auch in dieser Noth nicht verlassen, sondern mit Rath und That mich unterstützen wollen?"

„O, gewiß," versicherte Herr Lamin, „wenn Sie mir nur vertrauen und ich im Stande bin, Ihnen zu rathen."

„Wenn ich Ihnen vertraue?" sagte die Gräfin mit vermehrter Wehmuth; „sind Sie nicht mein einziger Freund in jeder Noth? der Herzog von Grammont und dessen Sohn sind durch Verpflichtungen, die sie nicht lösen können, an den König gefesselt; auf ihren Beistand darf ich mich darum nicht verlassen, nur auf den Ihrigen, und Sie werden mir ihn nicht versagen."

„Ich werde mich stets bemühen, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen," sagte Herr Lamin mit aufrichtiger Gesinnung, „darum wünsche ich zu hören, was Sie von mir verlangen, Hoheit."

„O, lassen Sie mich diesen Titel nicht mehr hören," sagte die Gräfin unter schnellhervorbrechenden Thränen; „er wird in Ihrem Munde für mich ein

Grund zu Kränkung. Ich bin und bleibe Ihre Freundin, und es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie mich als solche anerkennen wollen."

Herr Lamin ward durch diese Worte so bewegt, daß er nicht zu sprechen, nur ihre ihm dargereichte Hand an seine Lippen zu drücken vermochte, weshalb die Gräfin fortfuhr: „Eigentlich haben Sie gleich einem Bruder an mir gehandelt. Will ich darum gerecht sein, so muß ich mich als Ihre Schwester bezeichnen; denn ich habe auch die Liebe einer solchen für Sie empfunden."

„Ich danke Ihnen für diese Zusicherung," rief der dadurch Hochbeglückte lebhaft aus; „ich danke Ihnen aus der Fülle meines tiefbewegten Herzens, daß Sie dem Verwais'ten eine Schwester werden wollen, die er nie zuvor besessen hat. Muthen Sie mir jetzt das Schwerste zu, und ich werde es gerne für Sie vollziehen."

„O, ich wußte es ja, daß ich mich in der Hoffnung, die ich auf Sie setzte, nicht irren würde, und habe darum Ihnen einen wichtigen Auftrag auszuführen zugedacht. Sie müssen sich hin nach der Festung begeben, in der man meinen Gemahl gefangen hält, und alle nur erdenkbaren Mittel anwenden, um dadurch, wo möglich, ihn zu befreien. Sparen Sie dabei weder Gold noch Versprechungen auf mehr große Summen; denn mein ganzer Reichthum steht Ihnen zu Gebote, wenn

Sie uns nur dazu verhelfen können, daß wir im Stande sind, dieses Land zu verlassen."

Herr Lamin schwieg zu diesem Vorschlage, der ihn tief bekümmerte; denn wie unendlich mußte die Gräfin ihren Gemahl lieben, da sie bereit war, ihm solche große Opfer zu bringen, konnte sie nur dadurch es möglich machen, mit ihm vereint ferner zu leben.

Nach einer kurzen Pause, in welcher die Gräfin in Gedanken verloren saß, fuhr sie fort: „Ich werde morgen nach meinem Schlosse Choisy mich begeben, jedoch nur so lange dort mich aufhalten, bis ich Vorkehrungen zu einer längeren Abwesenheit aus dieser Gegend getroffen habe, wie es noch heute hier geschehen soll, und dann werde ich nach der Bretagne reisen, um mich auf meiner Besitzung Eu aufzuhalten, und zwar so lange, bis mein Schicksal entschieden ist."

„Und Frau von Riancourt?" fragte Herr Lamin.

„Ich weiß, daß ich meinem Herzen keine Trennung von ihr werde zumuthen dürfen," antwortete die Gräfin, „die ich auch unmöglich ertragen könnte; denn ich liebe und verehre in ihr meine zweite Mutter. Ihre Tochter steht unter dem Schutze ihres Gatten und lebt mit ihm in einer beispiellos glücklichen Ehe, dagegen sie ihren Sohn lange nicht gesehen hat und sich darauf freuen wird, ihn wieder zu umarmen. Frau von Riancourt wird mich also gewiß gerne nach meinem Schlosse Eu begleiten."

„Was sollte ich mich auch hier in der Nähe von Menschen aufhalten, die mich um mein ganzes Lebensglück betrogen haben?“ setzte die Gräfin nach ihrer früheren Rede hinzu. „Nein, sie sind mir unerträglich, und ich werde nicht einmal persönlich Abschied von ihnen nehmen, sondern es soll durch Briefe geschehen, wenn wir erst diese Gegend werden verlassen haben.“

Frau von Riancourt kehrte eben aus der Kirche zurück, und die Gräfin wiederholte der darüber sehr Erstaunten, was sie schon vorher Herrn Lamin mitgetheilt hatte, worauf sie hinzusetzte: „Nicht wahr, meine zweite Mutter, so wie ich mir es ausgedacht habe, wird es gut gethan sein, und Sie werden mich gerne nach der Bretragne begleiten?

Sie ließ Frau von Riancourt keine Zeit zum Antworten, sondern warf sich, beinahe laut weinend, in deren Arme, indem sie ausrief: „Ach, ich fühle mich ja hier so grenzenlos elend, daß es nur wenig bedarf, um an einem anderen Orte besser zu sein, und Schloß Eu ist mir noch vorzugsweise lieb von der Zeit her, wo ich dort als Kind noch glücklich lebte.“

Frau von Riancourt war um mehrerer Gründe willen mit dem Plane, nach der Betragne zu reisen, einverstanden, und meinte nur, daß sie bei der jetzigen rauhen Jahreszeit, der unangenehmen Witterung wegen, sehr viel möchten zu leiden haben. Allein die Gräfin erwiederte, daß ihnen jedes Mittel, um sich dagegen zu

schützen zu Gebote stände, und daß sie deshalb unverzagt die Reise nach der Bretagne antreten könnten. Sie überwand also mit dieser Erwiederung jede Bedenklichkeit ihrer mütterlichen Freundin.

„Auch werde ich, so gut es nur irgend möglich sein wird, Sorge tragen, daß Sie die gewohnten Bequemlichkeiten nicht entbehren," versicherte Herr Lamin, „und zu diesem Zwecke muß Jean, Ihr treuer Diener, Ihnen immer eine halbe Tagreise vorangehen, um an den Orten, wo sie darauf eintreffen wollen, in den Gasthäusern solche Anordnungen zu treffen, daß Sie da eine erwünscht gute Aufnahme finden können. Nur muß ich mir einen Einwand, in Bezug auf die Befreiung des Herrn Grafen erlauben. Gesetzt, diese gelänge mir wirklich, so würde doch die jetzige rauhe Jahreszeit bedeutend Ihre Flucht mit ihm hemmen. Sie könnten sich — ich führe es als Beispiel an — nicht den Gefahren einer Seereise aussetzen. Mein Rath also wäre, daß Sie noch einige Monate vergehen ließen, bevor ich alle Mittel anwendete, welche mir irgend zu Gebot stünden, um den Herrn Grafen von Lauzun aus seiner Gefangenschaft zu befreien; und wenn Sie darein einwilligten, so vermöchte ich Jeans Stelle zu vertreten, im Schlosse Eu Alles zu Ihrem Empfange vorbereiten, dann Ihnen entgegeneilen, Sie den Rest Ihres Weges dahin begleiten und von dort mich nach der Festung Pignerol begeben, um da zu versuchen, ob es möglich

sei, durch Bestechungen und List den Herrn Grafen von Lauzun zu befreien.

Auch Frau von Riancourt unterstützte diesen Vorschlag mit ihrer Beistimmung, weil sie, sowie Herr Lamin, überzeugt war, daß ihnen der von der Gräfin entworfene Plan nicht gelingen würde. Diese willigte daher endlich in den von ihnen gewünschten Aufschub, und sie begaben sich am folgenden Tage nach dem Schlosse Choisy.

Indem nun Frau von Riancourt die nächsten Tage dazu anwandte, um jeden werthvollen Gegenstand, der nicht umfangreich war, einzupacken, damit sie diese Gegenstände entweder gleich mit nach der Bretagne nehmen, oder sie doch bald könnte, ohne Aufsehen dabei zu erregen, nachkommen lassen, bereitete Herr Lamin in Paris seine längere Abwesenheit von dort vor. Darauf ersuchten sie den Herzog von Grammont, mit seinem Sohne und dessen Gattin zu ihnen nach dem Schlosse Choisy zu kommen, was auch sofort geschah.

Nachdem diese von Versailles eingetroffen waren, theilten sie ihnen ihr Vorhaben mit, und vernahmen freudig, daß Alle ihre Reise nach der Bretagne billigten; denn mehr erfuhr nur Clara, weil sie befürchteten, daß deren Schwiegervater und Gemahl den Plan, für die Befreiung des Grafen von Lauzun wirksam zu handeln, für zu gefahrvoll erklären und sie davon zurückhalten

möchten, dagegen sie sich auf Clara's Verschwiegenheit verlassen konnten.

Dem Könige und dessen Gemahlin empfahl sich die Gräfin kurz schriftlich, mit dem Zusatze, daß sie beabsichtige den Rest des Winters, und vielleicht auch die ersten Monate des Frühjahrs, in der Bretagne, in ihrem Schlosse Eu zu leben und dahin an demselben Tage noch abreise.

Der Herzog von Grammont und die Seinigen behaupteten später gegen Jedermann, daß sie erst am Tage ihrer Abreise diese von ihren Freunden erfahren hätten, und empfahlen Frau von Riancourt dem Könige, wie sonst allen Höflingen.

Ob man ihnen bei dieser Behauptung Glauben schenkte, war ihnen gleichgiltig; denn sie zogen es überhaupt vor, nur dann am Hofe zu erscheinen, wenn die bestehenden Verhältnisse sie dazu nöthigten, indem Alles, was hier vorging, ihren Beifall unmöglich finden konnte, indem ihr Charakter dazu zu gut und edel war.

Der König war hocherfreut darüber, als er die Abreise seiner Cousine nach der Bretagne erfuhr und auf diese Weise von ihren Bitten befreit wurde, ihr zu gewähren, was er weder konnte, noch wollte: die Zurückgabe ihres Gatten.

Aus diesem Grunde fiel es ihm nicht ein, ihren

Willen zu beschränken, und er theilte vielmehr die Meinung seiner nächsten Umgebung, daß sie an ihrem künftigen Aufenthaltsorte wohl den Grafen von Lauzun vergessen, dann nach Paris zurückkehren und endlich eine ihr ebenbürtige Heirath eingehen würde.

Wie es zu erwarten stand, hatte Herr Lamin für jede Bequemlichkeit während ihrer Reise nach der Bretagne Sorge getragen, und ebenso fanden sie Alles zu ihrem Empfange dort vorbereitet. Indessen schon nach wenigen Tagen der Erholung kehrte Herr Lamin nach Paris zurück, und Frau von Riancourt begab sich nach der Besitzung ihres Sohnes, um diesen und die Seinigen nach einer so langedauernden Trennung wieder zu umarmen.

Jedoch verweilte sie nur einige Tage bei ihnen, um die Gräfin nicht allein zu lassen, wogegen sie die Ihrigen im Namen ihrer jungen Freundin einlud, zu ihnen nach dem Schlosse Eu zu kommen und sich wenigstens einige Wochen da aufzuhalten, was auch später geschah.

So rückte die bessere Jahreszeit heran und nun erhielt die Gräfin einen Brief von Herrn Lamin, worin dieser ihr anzeigte, daß er eben im Begriffe stehe, Paris zu verlassen, um sein ihr geleistetes Versprechen zu erfüllen.

Dieser junge Mann verdiente in der That, bewundert zu werden; denn wenn er gleich die Prinzessin von Montpensier in ganz anderer Art geliebt hatte, wie es

sonst Männern eigen ist, so empfand er doch bitteren Kummer und Schmerz dabei, indem er sich mit dem Gedanken beschäftigte, daß er dazu beitragen sollte, sie in die Arme eines Mannes zu führen, der ihrer unwürdig war, wie er sich in seinem Innern überzeugt hielt, obschon der Graf von jeher sich bemüht hatte, der Prinzessin von Montpensier und deren nächster Umgebung nicht in seinem wahren Charakter zu erscheinen, womit er jedoch besonders Herrn Lamin nicht täuschte, der ihn vielmehr ganz richtig beurtheilte und seine Unredlichkeit erkannte.

Wie schwer mußte es ihm also fallen, das ihn abmahnende Gefühl zu bekämpfen, womit er des Grafen gedachte. Aber er zwang sich dennoch dazu, indem er daran gedachte, daß die Gräfin nur in der Wiedervereinigung mit ihrem Gemahle ihr Glück zu finden wähnte, weshalb er also den Weg nach der Festung Pignerol antrat.

Eines Tages kam er in eine Gegend, deren Schönheit ihm auffiel, besonders aber die Lage eines kleinen Hauses, welches an dem Abhange eines Berges erbaut war, von wo man das davor sich ausbreitende Thal übersehen konnte, das die Natur mit freigebigen Händen reichlich beschenkt hatte.

Herr Lamin legte die Reise zu Pferde zurück; er konnte mithin überall verweilen, wo irgend ein Umstand ihn dazu anlockte.

Hier in dieser reizvollen Umgebung trat der Fall ein, und weil er in einiger Entfernung ein Gebäude zur Seite des Weges bemerkte, das er für ein Wirthshaus hielt, so wollte er darin einkehren und zu Fuß in dieser Gegend einige Stunden herumschlendern, um ihre Schönheit recht nach Gutdünken zu genießen.

Dazu wählte er den nächsten Morgen, zu welchem Zwecke er sich sehr früh auf den Weg machte und sich hinlänglich für seine Bemühung belohnt sah.

Mitten durch das Thal schlängelte sich der Arm eines größeren Flusses, der aber erst in einer ziemlichen Entfernung bemerkt werden konnte. Das Thal war mit verschiedenen Dörfern ausgefüllt, mit Obstgärten und Wiesen, die wie mit einem Teppich von grünem Sammet, reich mit Blumen gestickt, aussahen, und das Auge erreichte die Landstraße, welche sich mühsam zwischen einer Bergreihe durchzuwinden schien, welche zu beiden Seiten das Thal einschlossen. Diese Landstraße aber sollte, wie man in der Nachtherberge Herrn Lamin gesagt hatte, noch funfzehn Meilen weit nach der Festung Pignerol hinführen.

Bemüht, den Berg zu ersteigen, an dessen Abhang er das niedliche Häuschen, umgeben von einem geschmackvoll angelegten Garten, sah, fühlte er sich bald ermüdet, weil er nicht daran gewöhnt war, sich so angestrengt zu bewegen. Er ließ sich also zuweilen auf einem Felsblocke nieder, oder auf Rasen, wenn er welchen antraf,

und im Anblicke dieser reizvollen Umgebung nahm er sich vor, den ganzen Tag über hier zuzubringen, und eine Skizze davon in seiner Zeichnenmappe mit sich von hier wegzunehmen, die er allenthalben bei sich trug.

Diesen Vorsatz führte er aus, zeichnete emsig, und erst als er das Bedürfniß seines Magens empfand, der nach Speise und Trank verlangte, erinnerte er sich daran, daß die Sonne schon bereits hoch am Himmel stand, und nun sah er sich allenthalben nach einem Unterkommen um, wo man ihn mit einer ländlichen Mahlzeit versorgen möchte.

Er konnte jedoch in seiner Nähe nur das kleine Haus erblicken, welches ihm, seiner reizenden Lage wegen, schon am vergangenen Abend aufgefallen, das jedoch, wie er befürchtete, gewiß kein Gasthaus war, sondern das Asyl einer Familie, die hier ganz abgesondert von dem Treiben der Welt in vollständiger Ruhe leben wollte und es vielleicht sehr ungern sah, wenn ein unberufener, mithin ihr nicht willkommener Gast beabsichtigte, ihre Einsamkeit zu unterbrechen.

Indessen, es mußte von seiner Seite ein Entschluß gefaßt werden, und er unternahm das Wagniß, um ein Stück Brot nebst einem Glase Milch zu bitten; denn bis nach dem Thale hinunterzukommen, dauerte gewiß zu lange, und er hätte dann denselben beschwerlichen Weg noch einmal zurücklegen müssen, um den Anblick der schönen Landschaft noch länger zu genießen.

Eben als er seinen Vorsatz ausführen wollte, trat durch die Thüre des kleinen Hauses ein junges Mädchen, ländlich gekleidet.

Sie hatte einen Milcheimer am Arme hängen und einen Stuhl in der Hand, wie solche sind, deren sich die Bäuerinnen beim Melken ihrer Kühe bedienen.

Neben dem kleinen Hause zur rechten Seite befanden sich auch noch Wirthschaftsgebäude, welche Herr Lamin jetzt erst wahrnahm, als er näher kam, weil sie etwas tiefer, als das kleine Haus, lagen und durch dieses seinem Anblicke entzogen worden waren.

Er sprach nun die Melkerin an, versicherte, daß er großen Hunger verspüre, und ersuchte sie, diesen durch ein Stück Brot zu befriedigen.

„Ei," erwiederte die Melkerin lachend, „dazu und auch zu noch mehr kann wohl Rath werden; denn Madame Villers läßt wohl keinen Wanderer, der sie darum ersucht, von dieser Besitzung fortgehen, ohne ihm vorzusetzen, was nur irgend ihre Speisekammer Eßbares enthält, wofür sie nicht einmal eine Bezahlung annimmt. Sie befindet sich eben mit Herrn Villers im Garten, und ich will sie gleich herbeirufen."

Die Melkerin eilte nun durch das Haus in den Garten, kehrte nach wenigen Minuten zurück, versicherte, daß Madame Villers alsbald kommen würde, und begab sich dann aufs Feld.

Herr Lamin vermochte durch die Hecken, welche

den Garten einschlossen, einen Theil desselben zu überblicken, und sah nun, wie Madame Villers langsam einen Gang heraufkam; denn allem Anscheine nach fiel ihr das Gehen schwer, obgleich sie noch nicht besonders alt war.

Indem er sie deutlicher betrachten konnte, ward ihm dabei ganz sonderbar zu Muthe, und es kam ihm ganz so vor, als wenn er diese Frau schon öfter im Leben müsse gesehen haben; nur konnte er sich nicht darauf besinnen, bei welcher Gelegenheit das der Fall gewesen sei, so viel er auch deshalb sein Gedächtniß anstrengte.

Ungefähr sechzig Jahre mochte sie alt sein und ihr Gesicht war noch vollkommen gut erhalten; nur war sie hager, sah sehr blaß aus und ihre Haare hatten entweder die Zeit, oder auch vieler Kummer gebleicht.

Sie grüßte über die etwas niedrige Hecke herüber Herrn Lamin sehr freundlich und lud ihn ein, in das Haus zu treten, wobei der letzte Rest von jedem Zweifel aus seinem Innern schwand, daß er sie schon öfter im Leben gesehen haben müsse.

Als er aber vollends gar ihr gegenübertrat, durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl die Ueberzeugung, wer es war, die vor ihm stand.

Seine Mutter, die er, wie er meinte, hatte begraben sehen, die er als todt viele Jahre betrauerte, deren Nachlaß Frau Fermier in einer stets verschlossenen

Stube lange aufbewahrt und endlich die meisten Gegenstände verkauft, das dafür gelös'te Geld in eine Sparcasse von ihm zur Aufbewahrung gelegt hatte. Seine Mutter, der die Nachbarin Madlon die Augen in seiner Gegenwart zum letzten Schlummer zugedrückt, die auch noch beim Begräbnisse ihrer Freundin zugegen war, dann aber bald nach diesem die Gegend von Paris verlassen, wie ihm Frau Fermier öfter gesagt hatte.

Träumte er bei offenen Augen? War es eine Täuschung seiner Phantasie, seines Gedächtnisses? Führte ihn sein Erinnerungsvermögen irre, oder was sollte er denken, was glauben?

Er konnte nur, wie an die Erde durch freudigen Schrecken angewurzelt, die alte Frau anstarren, welche ihn jedoch durchaus nicht zu kennen schien, sondern ganz unbefangen ihn bewirthete und dadurch neue Zweifel, ob er sich auch nicht irre, in seinem Innern erregte.

Plötzlich fiel es ihm ein, daß seine Mutter manchmal ihrer Nachbarin Madlon erzählt hatte, daß sie in der Bretagne geboren, daß das hier gelegene Dorf, wo ihr Vater Schulmeister gewesen, eine ungemein schöne Lage hatte; daß sie mit einer Schwester, die einen Gärtner geheirathet, der in königlichen Diensten gestanden, nach Paris gekommen und daß hier ihre Schwester gestorben sei; daß sie sich darauf mit dem Manne dieser Schwester verheirathet habe, der jedoch derselben bald nachgefolgt sei.

„Wie,“ fragte er sich selbst in Gedanken, während Madame Villers sich einen Augenblick entfernt hatte, „konnte der Umstand mir aus dem Gedächtniß kommen? Aber — träume ich denn? oder wäre es möglich, daß meine Mutter noch lebte? daß sie mir es verborgen hätte um irgend eines wichtigen Grundes willen?“

Er ward so heftig bei den Betrachtungen aufgeregt, welche er eben anstellte, daß er beinahe wie im Fieber zitterte, und sich setzen mußte, um im Stande zu sein, zu verbergen, was in seinem Innern vorging.

Daß seine Mutter sich jetzt Villers nannte, konnte gut so sein, wenn sie zum zweiten Male mit einem Manne dieses Namens sich verheirathet hatte.

Doch das Alles war ihm jetzt gleichgiltig; denn seine Gedanken beschäftigten sich nur damit, ob er sich nicht in der Person irrte, ob sie auch wirklich noch lebte.

Er saß nun auf einer Bank vor dem kleinen Hause und vor ihm stand Butter, Brot und Käse, wie gleichfalls ein Topf mit Milch.

Alles dies hatte ihm Frau Villers hingesetzt und war darauf in die Stube gegangen.

Während er nun Zeit hatte, seinen Gedanken nachzuhängen, richteten sich diese in die Vergangenheit. Er wollte sich jeden Umstand ins Gedächtniß zurückrufen, um dann den Schluß daraus zu ziehen, ob seine Mutter denn wirklich noch am Leben sein könnte.

Aber es fiel ihm nichts Besonderes ein, als daß sie krank war, daß es hieß, sie werde sterben, daß die alte Madlon ihm endlich sagte, sie habe nun eben seiner Mutter die Augen zugedrückt, und ihn nach der Stadt geschickt hatte, um Madame Fermier den von ihr geschriebenen Brief zu bringen, daß ferner die alte Frau ihn nach der Stadt bis vor die Hausthür der Madame Fermier begleitet hatte.

Endlich unterbrach Madame Villers sein Hinbrüten, indem sie, wahrnehmend, daß er noch nichts gegessen hatte, aus dem eben geöffneten Fenster ihm freundlich zurief: „Ei, du mein lieber Himmel, Sie essen ja nicht! Hat der Anblick dieser Gegend Sie es vergessen lassen, daß Sie hungrig sind? Ja, schön ist sie allerdings und bleibt es auch in meinen Augen, wenn sie gleich schon längst aufgehört hat, mir neu zu sein.“

„Allerdings ist der Anblick in die Umgegend von hier reizvoll,“ erwiederte Herr Lamin mit nur mühsam unterdrückter Gemüthsbewegung, denn der Ton, womit sie sprach, war der seiner Mutter. Aber er suchte sein Gefühl zu überwinden, indem er fortfuhr: „Ich kann es mir erklären, warum Sie es vorgezogen haben, hier oben auf dem Berge zu wohnen, obgleich es doch etwas ängstlich ist, so, wie Sie, von allen Menschen getrennt zu leben, die Ihren Umgang ausmachen könnten.“

„Ach, mein lieber Herr, das kommt nur auf die Gewohnheit an,“ antwortete Madame Villers.

„Aber hegen Sie denn, hier so allein wohnend, keine Furcht vor dem Ueberfalle böser Menschen?" fragte Herr Lamin.

„Achtzehn Jahre waren schon hinreichend, mich von jeder Furcht zu entwöhnen," antwortete Madame Villers; „denn in dieser langen Zeit ist mir kein Fall vorgekommen, wo wir Ursache gehabt hätten, es zu bereuen, daß wir nicht dort rechter Hand unten im Dorfe blieben, wo wir vorher drei Jahre wohnten."

„Und vorher?" fragte Herr Lamin, „lebten Sie da nicht in dieser Gegend?"

„Ich bin allerdings unten in jenem Dorfe geboren," sagte Madame Villers, nachdem sie aus dem Hause getreten war und neben ihrem Gaste Platz genommen hatte, „aber ich blieb nicht an diesem Orte. O, ich mußte mehrere Jahre an einem andern leben, bevor ich wieder in meine Heimat zurückkehrte."

„Und haben Sie sich hier erst verheirathet?" fragte Herr Lamin mit beinahe bebender Stimme.

„Zum zweiten Male," antwortete Madame Villers, „und zwar mit Jemandem, den ich schon in meinen jüngeren Jahren gekannt hatte; denn er war damals meines Vaters Gehülfe und folgte ihm später im Amte.

Herr Lamin wagte kaum zu athmen, aus Furcht, ein Wort von ihrer Mittheilung zu verlieren. Aber sie gab nicht darauf Acht, daß er so besonders aufmerksam auf das hörte, was sie sagte, während sie fortfuhr: „Ja,

drei Jahr blieb mein Mann noch nach unserer Verheirathung Schulmeister; dann starb der Eigenthümer dieses Hauses, wir kauften es und zogen hier herauf; denn wozu sollte er sich länger mit Unterrichtgeben quälen, da wir einiges Vermögen und keine Kinder besitzen?"

„Keine Kinder!" sagte Herr Lamin, halb zu sich selbst.

„Nein, mein lieber Herr," sagte sie, als sie seinen Ausruf hörte, „ich habe nie ein Kind gehabt. Es hat der Umstand mich aber nur in der ersten Zeit unserer Ehe betrübt; dann gewöhnten wir uns an den Gedanken, daß Niemand in der Welt uns mehr eine Thräne schenken wird, wenn wir sterben, als die Armen in unserem Kirchspiele, die aber auch wieder andererseits durch unseren Tod gewinnen sollen, denn sie werden uns beerben. Außerdem aber, daß wir in einer kinderlosen Ehe leben, ist diese vollkommen glücklich. Wir vertragen uns gut, und unsere Tage verfließen, im Sommer wenigstens, nicht so einsam, als es den Anschein hat, weil häufig Freunde der Natur herkommen, um diese schöne Gegend zu bewundern. Freilich im Winter ist es anders, dann begiebt sich nur unser Herr Pfarrer zuweilen herauf; aber wie betrachten es auch wie Festtage, die er bei uns verweilt und jedesmal einige bei uns zubringt, wenn er uns durch seinen Besuch erfreut."

„Es kommt wohl manchmal so,“ sagte nun Herr Lamin, und betrachtete dabei Madame Villers aufmerksam, „daß man glaubt, Personen, die uns zufällig im Leben begegnen, schon einmal, oder wohl gar öfter gesehen zu haben, und dennoch sich täuscht, weil sie nur solchen ähnlich sehen, die wir gekannt haben; und der Fall findet gegenwärtig statt; mir ist es nämlich gleich, als ich Sie vorhin gewiß zum ersten Mal im Leben gesehen, ganz so gewesen, als ob ich Sie gut kennen müßte.“

Madame Villers schüttelte, ungläubig dabei lächelnd, den Kopf, indem sie erwiederte: „Ach nein! das ist nicht wohl möglich; oder waren Sie etwa schon einmal hier in dieser Gegend? ich kann mich wenigstens dessen nicht erinnern; früher aber — wie jung müßten Sie gewesen sein, wenn Sie mich eher gekannt hätten, als ich hierher nach unserem Dorfe kam?“

„Und doch ist es mir, als ob Sie, ich zählte damals ungefähr acht bis neun Jahr,“ versetzte Herr Lamin nach kurzem Nachdenken, „eine Viertelmeile von Paris entfernt gewohnt hätten, in der Nähe einiger Häuser, die armen Leuten gehörten, dicht neben einer Kapelle, welche der heiligen Jungfrau gewidmet war, und worin täglich von einem Geistlichen, der nicht weit davon entfernt wohnte, Messe gelesen wurde, welche Sie regelmäßig besuchten.“

Madame Villers hatte mit Anzeichen von Erstau-

nen ihm zugehört, die sich, als er weiter sprach, in freudigen Schrecken verwandelten, den er jedoch nicht zu bemerken schien, sondern mit erkünstelter Fassung fortfuhr: „Als ob das von Ihnen damals bewohnte Haus grau angestrichen gewesen wäre, die Fensterladen aber grün; als ob in der Nähe dieses Hauses in einem Gärtchen eine Jasminlaube sich befunden, welche Sie stets gegen Abend mit einem kleinen Knaben besuchten, weil es Ihr Lieblingsplätzchen war, wo Sie sich gern aufhielten, während er im Freien spielte."

„Ach, mein Heinrich!" rief Madame Villers nun, mit einem Ausbruche von heftiger Gemüthsbewegung und schnellhervorstürzenden Thränen aus, „wie unendlich habe ich ihn geliebt, als ob ich ihn geboren hätte! aber, mein Gott — woher wissen Sie von ihm und mir? sollten Sie ihn wirklich gekannt haben in jener Zeit, und mich gleichfalls?"

„Heinrich war mein Spielgefährte," erwiederte Herr Lamin; „er blieb auch später mein Freund, und ist es gegenwärtig noch."

„Wie," rief Madame Villers freudigbewegt aus, „Sie haben ihn nicht aus den Augen verloren? kennen ihn auch gegenwärtig noch? wissen, wo er sich befindet und wie es ihm ergeht? O, sagen Sie mir doch, ob er in Paris lebt, und unter welchen Verhältnissen?"

„Ja wohl weiß ich Ihnen darüber genauen Bescheid zu geben," antwortete Herr Lamin; „erst, nachdem

ich erfahren hatte, Sie wären todt — was doch, wie ich mich nun überzeugt halten muß, nicht also war — fand ich ihn bei einer Frau wieder, die Fermier hieß, in der Straße St. Honorie wohnte, und ihn wie ihren eigenen Sohn liebte, auch ihn von guten Lehrern in allen Wissenschaften unterrichten ließ, sowie gleichfalls in fremden Sprachen, bis er vollständig herangewachsen war; als er jedoch ungefähr achtzehn Jahr zählte, da brachten gute Freunde von ihr ihn in die Kanzlei des Herzogs von Orleans, dessen Liebe und Achtung er sich in dem Grade zu erwerben wußte, daß er ihn bald zu höheren Stellen beförderte, ihm einen großen Wirkungskreis anwies, und endlich in seinem Testamente ihm die Verwaltung seines sämmtlichen Vermögens übertrug."

„Es geht meinem lieben Heinrich also wohl sehr gut?" fragte Madame Villers, immer noch mit zunehmender Gemüthsbewegung.

„O, sehr gut," antwortete Herr Lamin, „denn auch die Prinzessin von Montpensier, die Tochter des verstorbenen Herzogs von Orleans, beehrt ihn mit ihrem Vertrauen. Er wohnt im Palaste Luxembourg, der ihr gehört, und ist nun der Erste in ihrer Kanzlei. Allein — ich begreife es nicht, warum Sie das Alles nicht früher durch ihn selbst erfahren haben; stehen Sie denn nicht mit ihm in Briefwechsel? oder — haben Sie ihm etwa nicht wissen lassen, wo Sie leben? war er nicht, wie ich geglaubt habe, Ihr Sohn?"

„Ach nein, er war es nur der Liebe nach, die ich für ihn empfunden habe," antwortete Madame Villers, indem sie fortfuhr, zu weinen; „geboren hatte ich ihn nicht; doch, mein Herr, wie Alles war und wie es kam, daß ich mich von ihm trennen mußte, ohne daß ich erfahren durfte, was weiter aus ihm geworden ist, noch er, wohin ich gekommen war, das darf ich Niemanden entdecken, es wäre wäre gegen einen darauf geleisteten Eid; genug, ich mußte meinen Heinrich Andern überlassen, und der Schmerz darüber verbitterte Jahre lang mein Leben; noch jetzt ist die Erinnerung daran mir qualvoll, und ich muß Thränen vergießen, so oft ich seiner gedenke."

„Und Sie verspürten keine Ahnung davon in Ihrem Innern, als Sie mich sahen, daß ich noch mit derselben Liebe, die ich empfunden, als ich Sie für meine Mutter hielt, nun neben Ihnen sitze?" fragte Herr Lamin mit Wehmuth im Tone.

Sie starrte ihn an und sagte: „Wie ist mir denn? mein Gott — was sagen Sie? was meinen Sie? ich verstehe Sie wohl nicht recht —"

„Ich denke und meine," versicherte Herr Lamin, indem er unter unaufhaltsamen Thränen die Arme nach ihr ausbreitete, „daß ich Ihr Heinrich und Sie meine geliebte Mutter Lamin sind!"

Sie schrie bei diesen Worten laut auf und sank an seine Brust.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich erholen konnte, indessen sie nur fortfuhr heftig zu weinen; endlich aber stammelte sie: „Ist es denn auch wirklich so? ist es kein Traum, der mich täuscht? Sie sind es — Heinrich, Du bist es?“

„Ja, Sie drücken mich wirklich an Ihr Herz,“ lautete die Antwort; „ich bin Heinrich, Ihr Pflegesohn.“

„Ach, was wird mein Alter dazu sagen; wie er sich freuen wird, daß Gott Deine Schritte so wunderbar hierhergelenkt hat; ich muß ihn nur eiligst herbeirufen.“

Bei diesen Worten stand sie auf, um ihr Vorhaben auszuführen; aber er verhinderte es, indem er sagte: „Nein, lassen Sie uns noch erst vertraulich über Eines und das Andere sprechen, was ich gar zu gern wissen möchte, bevor es mir möglich ist, mit Herrn Villers zu reden; sagen Sie mir vor allen Dingen, wer meine Eltern sind?“

„Ach, mein lieber Sohn, wenn ich Dein Verlangen, es zu wissen, nur befriedigen könnte,“ antwortete Madame Villers sehr betrübt; „aber ich weiß es leider selbst nicht.“

Diese Nachricht erfüllte das Herz des jungen Mannes mit Schmerz, weil er die vorher gehegten Hoffnungen getäuscht sah; allein er suchte sich zu fassen, während er fragte: „So sagen Sie mir wenigstens, wer mich Ihnen, als ich noch ganz jung war, übergeben hat?“

„Auch diese Frage vermag ich nicht Dir zu beantworten,“ entgegnete Madame Villers, „jedoch will ich Dir in geregelter Ordnung den ganzen Zusammenhang der Sache mittheilen, und vielleicht bist Du dann eher, als ich, im Stande, irgend eine Vermuthung daran zu knüpfen, oder gar eine Gewißheit, wem Du Dein Leben zu verdanken hast.“

„Wenn wir nur nicht durch Herrn Villers dabei gestört werden,“ sagte Herr Lamin mit Besorgniß, „was mir sehr unlieb wäre.“

„Gewiß nicht,“ erwiederte Madame Villers, „denn er hält seine Mittagsruhe, und das dauert noch ein Weilchen; also höre: ich hatte den Mann meiner verstorbenen Schwester geheirathet, obgleich ich noch sehr jung war, und er unverhältmäßig älter, und wir lebten trotzdem in einer sehr glücklichen Ehe; nur mußte ich mich blindlings in allen Stücken in seinen Willen fügen, und that es gern, weil er sonst gute Eigenschaften besaß. Seine Stelle brachte uns so viel ein, daß wir ohne Sorgen leben konnten, weil wir uns einschränkten, und deshalb immer einen Nothpfennig liegen hatten.“

„Eines Tages,“ fuhr Madame Villers nach einer kurzen Pause fort, „ach, es sind mir diese Ereignisse noch so deutlich in der Erinnerung, als ob sie erst gestern vorgefallen wären, eines Tages also kam mein Mann nach Hause — wir bewohnten damals ein kleines Gebäude, das sich im Garten der Tuillerien befindet, und

zwar ganz im Hintergrunde desselben — und schien sehr heiterer Laune zu sein, weshalb er sich anhaltend mit mir unterhielt, wie es sonst nicht war; begreiflich fiel es mir darum auf, und als ich darüber sprach, sagte er mit sehr frohem Tone: — Und weißt Du, wie das kommt, meine gute Marianne?

„Ich erwiederte ihm lachend, daß ich nicht allwissend sei, worauf er mir erwiederte: — Nun, so will ich Dir es mittheilen. Meine gute Laune entspringt aus dem Umstande, daß unsere Einnahme sich künftig bedeutend vermehren wird, weshalb ich dann Deinen Lieblingswunsch erfüllen und mit Dir auf's Land ziehen kann.

„Ich sah meinen Mann voll Verwunderung an; aber er versicherte, daß er im Ernste dazu die Aussicht habe; einem Bekannten von ihm sei ein Antrag gemacht worden, den er jedoch nicht annehmen dürfe, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil seine Frau es nicht zugebe. — Ei, erwiederte ich ihm lachend, — die hat es besser verstanden, ihren Mann gut an Gehorsam zu gewöhnen, als ich; — nun, sagte er, — ich will Dir gleich einen Beweis geben, daß Dein Wille ebensoviel gilt, als der meinige, denn ohne Deine Einwilligung dazu kann nicht geschehen, was ich wünsche; die Frau meines Bekannten konnte eigentlich nicht in das Verlangen ihres Mannes einwilligen, weil ihre Eltern es nicht zugelassen hätten, wenn sie im Sinne führte, von Paris wegzuziehen.

„— Nun, sagte ich, beinahe erschrocken, — Du wirst doch nicht diesen Einfall haben und Deine Stelle aufgeben?

„— Und dennoch ist es so, antwortete mein Mann, — denn ich bin der ewigen Quälereien des Obergärtners müde; wir werden, höchstens fünfhundert Schritte von Paris entfernt, uns eine bequeme Wohnung aussuchen, und wir bekommen künftig so viel, als meine Stelle mir einträgt, jährlich.

„Ich drang nun in ihn, mir zu sagen, wie das zugehe; und er gab mir zur Antwort: — Eine Frau aus vornehmem, oder auch nur aus dem Mittelstande, sucht ein Unterkommen für die Zeit, wenn sie Wochen hält, und will das Kind darauf uns anvertrauen; bis es sieben, oder höchstens acht Jahr alt ist, sollen wir es behalten, dann aber müssen wir es an Jemanden, der dazu bestimmt sein wird, es von uns in Empfang zu nehmen, abliefern, und dürfen nie eine Erkundigung anstellen, was aus unserem Pfleglinge geworden ist. Verlangt man es von uns, so müssen wir sogar diese Gegend meiden, und in einer weit von hier entfernten uns häuslich niederlassen; damit wir aber dort völlig sorgenfrei leben können, wird man uns, außer dem festgestellten Kostgelde, das wir bis dahin für unsere Bemühungen und Ausgaben des Kindes wegen haben, noch besonders ein Capital auszahlen, von dessen Zinsen wir unsere kleine Wirthschaft werden erhalten können, und zwar

als Lohn dafür, wenn wir das Kind sorgfältig pflegen, es mithin den Seinigen gesund zurückliefern können.

„Ich war noch zu jung, als daß ich mir vorstellte, es könnte der Umstand mich unglücklich machen, wenn ich erst ein Kind bis zu einem gewissen Alter erzogen hätte, und es dann von mir lassen müßte; vielmehr dachte ich nur daran, daß ich auf diese Weise wieder nach der Gegend kommen und dort mich ansiedeln könnte, wo ich geboren war, und diesen Wunsch vertraute ich meinem Manne an; dieser zeigte sich mit dem schnell von mir entworfenen Plane einverstanden, denn er stammte ja gleichfalls aus der Gegend meiner Heimath, und wir fühlten nun gleiches Verlangen, den uns zugekommenen Antrag anzunehmen.

„Als ich jedoch noch etwas Näheres darüber wissen und besonders gern erfahren wollte, wer die Frau sei, welche bei uns Wochen zu halten gedachte, versicherte mein Mann, daß er selbst davon kein Wort erfahren habe; darauf aber theilte er mir mit, daß ganz nahe bei Paris ein kleines Häuschen nebst Garten zu verkaufen sei und leer stehe, weshalb wir es gleich beziehen könnten, sobald wir uns nur bereit erklärt hätten, den an uns gerichteten Antrag anzunehmen.

„Ich beauftragte ihn dazu, die Sache so bald, wie möglich, in Ordnung zu bringen, denn ich sehnte mich darnach, aus Paris fortzukommen; nur erinnerte ich ihn daran, ja vorsichtig zu verfahren, damit wir nicht

etwa ein gewisses Brot um einer ungewissen Zukunft willen aufgeben möchten.

„Mein Mann lachte, indem er versicherte, dafür dürften wir nicht Sorge tragen, und von da an ging er öfter aus, ohne daß er mir sagte, wohin; aber ich drang auch nicht weiter darauf, es zu wissen, sondern beschäftigte mich nur mit dem Gedanken, wie glückselig wir künftig in unserer Heimath leben wollten.

„Schon nach kurzer Zeit sagte mir mein Mann, daß unsere künftige Wohnung vollkommen gut durch ihn eingerichtet worden, daß er auch bei dem Oberhofgärtner um seine Entlassung eingekommen sei, daß ich mich mithin dazu vorbereiten möchte, mit ihm Paris zu verlassen.

„Nachdem ich in einen Kasten gepackt hatte, was ich als nothwendig und gern behalten wollte, ließ er einen sogenannten Trödler kommen, und verkaufte an ihn unser sämmtliches Hausgeräth, worauf ich, sehr heiter gestimmt, an seinem Arme unsere kleine Wohnung verließ, denn ich sollte ja nun eine weit bessere beziehen, und mein Mann hatte mir eine mit Geld gefüllte Börse gezeigt, mit dem Zusatze, daß wir monatlich ebensoviel erhalten sollten, die besonderen Geschenke für die Wirthschaft nicht einmal darin eingeschlossen.

„Das kleine Haus, in dem ich wirklich Alles fand, was zu einer guten Wirthschaft gehört, war niedlich und enthielt drei Stuben, wovon die eine dazu dienen

sollte; die Frau aufzunehmen, welche bei uns Wochen halten sollte, indessen unsere Nachbarn nur wissen durften, daß ich mich in gesegneten Umständen befand, und mein Mann begreiflich sich erkundigen mußte, wo eine Hebamme in der Nähe wohnte.

„Wir erfuhren das durch eine Nachbarin, welcher Du Dich noch erinnern wirst; sie hieß —“

„Madlon,“ unterbrach Herr Lamin seine Pflegemutter; „ach, jawohl besinne ich mich noch auf sie, ohne daß ich weiß, was aus ihr geworden ist.“

„Sie wurde später, als wir ihren redlichen Charakter hatten kennen lernen, Mitwisserin unseres Geheimnisses,“ antwortete Madame Villers, „und begleitete mich endlich hierher in meine Heimath; dort unten, nahe bei meinem Geburtsorte, ruht die treue Seele im Schooße der kühlen Erde.“

Beide weihten ihr einige Augenblicke einer wehmüthigen Erinnerung, dann fuhr Madame Villers fort: „Mein Mann befahl mir an, daß ich auch nicht eine einzige Frage an die fremde Dame richten dürfe, wenn sie erst bei uns einträfe; auch versprach er der Hebamme eine reichliche Entschädigung dafür, wenn sie nur schnell käme, um mir Beistand zu leisten, sobald er nach ihr schicken, oder selbst sie zu mir holen würde.

„Es war am 15. December am Abende gegen acht Uhr, als eine dichtverschlossene Sänfte vor unsere Thüre gebracht wurde; ein Mann begleitete sie, zog die

Klingel stark an, welche an unserem Hause befestigt war, und als ich öffnete, sah ich nur noch, daß er sich entfernte.

„Mein Mann war an diesem Tage nach der Stadt gegangen und noch nicht von dort zurückgekehrt; ich mußte also die Fremde allein empfangen, die ich nun in meine Stube führte, während sie zu mir sagte: — Ist für Kinderzeug gesorgt? die Hebamme darauf vorbereitet, daß sie augenblicklich kommen muß, wenn Sie nach ihr schicken, und ist meine Stube gut erwärmt?

„Ich versicherte, daß Alles in bester Ordnung sei, führte sie in ihre Stube und brachte sie auf ihr Verlangen auf ein Bett; aber entkleiden ließ sie sich nicht. Unterdessen kam mein Mann, den sie gleich nach der Hebamme schickte, und noch bevor diese bei uns eintraf, mußte ich mich in einer Kammer verstecken.

„In der Stube, worin die Fremde entbunden werden sollte, herrschte mehr als Dämmerung, denn es durfte, nach ihrer Vorschrift, nur ein dünnes Licht brennen; sie hatte das Gesicht mit Tüchern verhüllt, so daß ich ihre Züge selbst nicht hatte erkennen können, und Alles, was sie umgab, mußte so beschaffen sein, daß die Hebamme glauben konnte, sie leiste einer Frau aus dem Mittelstande Beistand.

„Die Erwartete kam, und kaum eine halbe Stunde darauf erblicktest Du zum ersten Male das Licht der Welt. Sie besorgte nun noch alles Nothwendige, und hörte es nur mißbilligend, als die Wöchnerin ihr mit-

theilte, daß sie erst am andern Morgen, von ihrem Manne dabei unterstützt, sich zu Bette begeben würde.

„Ich vernahm diesen Vorsatz in meinem Versteck mit Erstaunen, denn weshalb ließ sie sich nicht zu Bette bringen? später lernte ich jedoch die Ursache davon kennen.

„Nachdem die Hebamme wieder unser kleines Haus verlassen hatte, holte mich mein Mann aus der Kammer, und die Fremde sagte nun zu mir: — Umstände zwingen mich, daß ich dem Glück, mein Kind selbst pflegen zu können, entsagen, daß ich Ihnen, meine beste Madame Lamin, jede Sorge dafür überlassen muß; vertreten Sie bei ihm meine Stelle, und Gott wird Sie dafür belohnen, weil ich durch Geld allein es nicht im Stande wäre. So oft es mir irgend möglich sein wird, werde ich mich selbst davon überzeugen, wie mein kleiner Engel gedeiht. Lassen Sie ihn in der nächsten Kirche und Heinrich taufen; aber Ihr Mann muß einen Miethswagen besorgen, damit die Kälte meinem Kinde nicht etwa schadet. Vor Allem aber muß ich Ihnen Verschwiegenheit anempfehlen, denn Sie würden mehrere Menschen, besonders aber mich, grenzenlos unglücklich machen, wenn es bekannt würde, daß Sie nicht die Mutter dieses Kindes sind.

„Ich wiederholte ihr mein Versprechen, nie ein Wort über diesen Gegenstand zu verrathen, und darauf fragte sie mich, wie viel Uhr es wäre, sagte aber, als

sie hörte, daß die Mitternachtsstunde nur eben erst vorüber sei: — Nun, dann kann ich noch etwas ruhen. Nur müssen Sie gut Acht geben, wenn die Sänfte hier sein wird, um mich abzuholen.

„— Wie? rief ich mit Erstaunen aus, — Sie wollen schon so bald nach Ihrer Entbindung unser Haus verlassen, in so große Gefahr Ihr Leben setzen?

„— Ich könnte Ihnen antworten, sagte sie mit zunehmender Wehmuth, — daß es keinen Werth mehr für mich hat. Allein es wäre wohl sündhaft, so zu urtheilen, weil ich nun ein Kind besitze. Darum also verspreche ich Ihnen, daß ich mit der größten Vorsicht bei meiner Entfernung von hier verfahren will, dagegen es mir nicht vergönnt ist, länger als bis drei Uhr bei Ihnen zu verweilen.

„— Nun, sagte ich zu ihr, — dann versuchen Sie wenigstens, bis dahin zu schlafen; mein Mann dagegen soll den Tragsessel erwarten und mir es anmelden, sobald er wird eingetroffen sein. Darauf setzte ich mich in einem Winkel nieder, um ihren Schlaf zu beobachten. Der aber stellte sich leider nicht ein; vielmehr weinte die Aermste leise bis gegen zwei Uhr. Nun kam die Sänfte; ich ließ sie bis in die Stube bringen, die Fremde küßte vorher noch unter vielen Thränen Dich, ihren Sohn, empfahl mir nochmals Deine Pflege an und verließ dann unser Haus. Ich aber legte mich in das Bett,

welches für die Wöchnerin bestimmt war, und stellte Deine Wiege neben mich.

„Die Hebamme konnte nicht den mindesten Verdacht schöpfen; sie glaubte vielmehr, daß ich Deine Mutter sei, besuchte mich täglich, freute sich über meine blühende Gesichtsfarbe und hielt mich ihren Aeußerungen nach für sehr wohlhabend, weil ich unser Kind in einem Wagen nach der Kirche zur Taufe fahren ließ. Ich belohnte sie gut für ihre Bemühungen, jedoch nicht zu reichlich, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Der Küster, sein Sohn und die biedere Nachbarin Madlon, die ich bald nach meinem Einzuge in das kleine Haus hatte kennen lernen und mit der ich in der Folge einzig nur umging, waren Deine Pathen.

„— Zwei Monate später kam Deine Mutter eines Abends zu uns, um sich von Deinem Befinden zu überzeugen, und verweilte etwa eine Stunde an Deiner Wiege, herzte und küßte Dich unter Vergießung vieler Thränen, beschenkte mich und wiederholte von der Zeit an ihren Besuch alle zwei Monate. Aber ihr Gesicht habe ich nie gesehen; denn sie trug immer eine halbe Maske von schwarzem Sammet. Jedoch ihre Gestalt war zum Bewundern schön, und besonders ihre feingeformten, blendend weißen Hände.

„Sie fuhr fort, uns Alle mit Geschenken zu überhäufen; als Du jedoch etwa vier Jahr alt warst, klagte sie häufig über ein Uebelbefinden, das seinen Sitz in

ihrer Brust habe. Dieses verschlimmerte sich auch noch, und als Du fünf Jahr alt warst, fühlte sie sich so entkräftet, daß sie kaum von einer Stelle zur andern schleichen konnte; aber sie kam dennoch, um Dich zu sehen.

„In der letzten Zeit war auch zuweilen ein Herr zu mir gekommen, um sich von Deinem Befinden zu überzeugen. Ich mußte ihn gegen Dich für meinen Vetter ausgeben; er beschenkte uns gleichfalls und gab sich immer viel mit Dir ab.

„Eines Abends, es war am 8. December, kam Deine Mutter, wie gewöhnlich, zu uns; aber sie bewies es, daß sie bis zum Hinsinken ermattet war, und endlich wurde sie gar ohnmächtig. Zuvor jedoch rief sie aus: — Gott, ich sterbe — lösen Sie mir die Maske ab — die Kette vom Halse. —

„Ich öffnete ihr Kleid, nahm die Kette ihr vom Halse, an der sie eine goldene Kapsel befestigt hatte, legte diese in mein Arbeitskörbchen und die Maske neben mich auf einen Tisch, worauf ich sie ermunterte, was mir auch bald gelang; und nun begehrte sie nach ihrer Sänfte, nachdem sie versprochen hatte, daß sie schon nach wenigen Tagen ihren Besuch, wie gewöhnlich, in den Abendstunden wiederholen wollte. Doch der Wille des Menschen muß sich oft dem Gebote der Natur unterwerfen, und so war es auch bei ihr. Ich habe sie nie wieder gesehen, und nach vierzehn Tagen erfuhr

ich durch meinen Mann, daß sie nicht mehr unter den Lebendigen wandelte.“

Herr Lamin fühlte sich von tiefer Wehmuth ergriffen, und auch Madame Villers überließ sich solchen Empfindungen; endlich jedoch suchte sie sich zu fassen und fuhr fort: „Ich fand am Morgen nach dem letzten Besuche Deiner Mutter die goldene Kette mit der daran befestigten Kapsel und verschloß sie in der Absicht, ihr diese Gegenstände zuzustellen, sobald sie wieder bei uns einspräche, und sie kamen mir darum ganz aus dem Gedächtnisse; denn die Nachricht von diesem Todesfalle erfüllte mein Herz mit tiefer Betrübniß, ohne daß ich eine Ahnung davon empfand, was mir weiter Trauriges bevorstand.

„Der Herr, welcher manchesmal mit Deiner Mutter zusammentraf, oder auch ohne sie bei uns einsprach, aber immer so vermummt war, daß wir nie seine Züge unterscheiden konnten, eine Binde über dem Auge zur rechten Seite liegen hatte und sonst sein Gesicht verhüllte, kam nach dem Tode Deiner Mutter öfter zu uns und traf mich eines Tages tiefbewegt an; denn mein Mann war plötzlich sehr krank geworden, und der Doctor hatte mir eben jede Hoffnung, daß er am Leben zu erhalten sei, genommen. Das klagte ich nun dem fremden Herrn, und nachdem dieser meinen Mann gesehen hatte, theilte er die Ansicht des Arztes. Seine Vorher=

verkündigung traf leider ein; denn schon nach wenigen Tagen erlag er seinem hitzigen Fieber.

„Der Fremde sagte mir, als er wieder zu mir kam, daß der Tod meines Mannes keine Aenderung in meinen Verhältnissen herbeiführen würde, sondern daß ich fortdauernd dieselbe Unterstützung genießen sollte, wie erst mein Mann sie durch ihn erhalten hatte. Jedoch dürfte ich nicht darauf rechnen, Dich länger, als bis Du acht Jahre zähltest bei mir zu behalten. Dann müßte ich Dich ihm ausliefern oder der Person, die er dazu bestimmen würde. Ueberhaupt aber könnte ich von der Zeit an nicht mehr in der Nähe von Paris wohnen bleiben.

„In den drei Jahren, in welchen ich Dich noch behalten durfte, grämte ich mich so sehr über Deinen mir bevorstehenden Verlust, daß ich ganz elend aussah, und als ich dazu gleichsam gezwungen wurde, vor Dir die Todte zu spielen, strafte mich mein Aussehen wenigstens nicht Lügen.

„Ich hatte vorher der guten Madlon, mit des Fremden Einwilligung dazu, eröffnet, daß Du nicht mein Kind wärst, daß ich Dich abliefern und darauf die Gegend um Paris verlassen müßte. Auf meinen Vorschlag, mich zu begleiten, ging sie gern ein; denn ich hatte sie in den acht Jahren, wo ich neben ihr wohnte, beständig unterstützt, weshalb ihr Herz sich durch Dankbarkeit an mich gefesselt fühlte. Der Umstand milderte aber nicht

meinen Schmerz über Deinen Verlust, und nachdem ich Dich hatte der Madame Fermier zuschicken müssen, ward ich aus Kummer so krank, daß ich zu sterben meinte. Indessen, der tödtet nicht, wie ich mich überzeugen mußte. Vielmehr genaß ich, verkaufte mein Haus mit Allem, was es enthielt; nahm das dafür gelös'te Geld mit mir und bekam noch von dem Fremden eine beträchtliche Summe dazu. Die gute Madlon begleitete mich; aber Dich noch einmal, wenn auch nur aus der Ferne sehen zu dürfen, verweigerte er mir standhaft. Ohne diesen Wunsch erreichen zu können, mußten wir unsere Reise nach der Bretagne antreten, während welcher meine Thränen nicht versiegten. Ach, Heinrich, Du hast keinen Begriff davon, in welchem Grade ich der Trennung von Dir wegen gelitten habe.

„Als wir unten in dem Orte meiner Geburt anlangten, fand ich hier Manches verändert, und fühlte mich darum sehr unglücklich. Doch Herr Villers, der jetzige Schullehrer, nahm sich unserer gleich an, und es dauerte nicht lange, bis er mir seine Hand antrug, obgleich er nicht wissen konnte, daß ich ein Vermögen besaß, von dessen Zinsen wir auch dann leben und recht gut auskommen konnten, wenn er gleichwohl seine Stelle aufgab. Das sagte ich ihm erst nach unserer Verlobung, allein er sträubte sich lange, bis er sich entschloß seinem Amte zu entsagen, weil er mir nicht Alles zu unserer Existenz verdanken wollte. Ja, ja, drei Jahre

brachte ich damit zu, bis ich ihn überredete mit mir hier heraufzuziehen, aber seitdem gefällt es ihm in diesem freundlichen Besitzthume doch besser als in seiner Schulstube.

„Das erste traurige Ereigniß, welches uns in Schmerz versenkte, war der Tod unserer guten Madlon, die ich wie eine Schwester liebte und der auch mein Mann von Herzen gut war, denn die biedere Alte verdiente es. Doch, nun erzähle mir gleichfalls von Deinen Lebensbegebnissen.“

Herr Lamin folgte dieser Aufforderung, und als er ihr Alles, was ihm begegnet war, mitgetheilt hatte, fragte er Madame Villers: „Glauben Sie, meine theure Mutter — ach, erlauben Sie mir immerhin, daß ich Sie so nennen darf, und befriedigen damit ein Bedürfniß meines Herzens — glauben Sie also, daß der Herr, der sich in meiner Gegenwart Ihren Vetter nannte, mein Vater war?“

Madame Villers dankte Herrn Lamin erst für den Erguß seiner Liebe, mit Zeichen von Rührung, bevor sie ihm antwortete. „Gewiß war er das, denn Deine Mutter sprach nicht nur so liebevoll mit ihm, wie er mit ihr, so oft sie bei mir zusammen kamen, sondern sie trug auch sein Bild in der goldenen Kapsel auf ihrer Brust, die mir erst dann wieder zu Gesicht kam, als ich die Gegenstände auswählte, welche ich mit mir nehmen wollte, indem ich einpackte, um nach

dem Orte meiner Geburt in der Bretagne abzureisen. Zurückgeben konnte ich sie nicht, denn Deine Mutter war todt und Dein Vater hatte schon Abschied von mir genommen, ich durfte mithin nicht hoffen, ihn noch einmal zu sehen, und deshalb machte ich mir kein Gewissen daraus, die Kapsel mit dem Bilde Deines Vaters als ein Andenken an Deine Eltern aufzubewahren."

„Sie besitzen also das Bild meines Vaters noch?" fragte nun Herr Lamin lebhaft. „O, ich bitte, lassen Sie mich es sehen, und sagen Sie mir doch, ob meine Mutter eine schöne Frau war?"

„Sie muß, bevor ich sie kennen lernte, sehr schön gewesen sein," antwortete Madame Villers, „denn ihr Auge hatte einen wahrhaft himmlischen Ausdruck und ihre Gesichtszüge waren edel. Aber als ich ihr Gesicht das eine Mal ganz zu sehen bekam, sah sie schon ungemein blaß und hager aus. Ach, sie starb ja auch ganz kurze Zeit darauf."

Madame Villers sah, daß ihr Pflegesohn gewiß gern eine Weile allein geblieben wäre, um seinem Schmerze über den Verlust seiner Mutter nachzuhängen. Sie begab sich also in das Haus, um das Bild zu holen und verweilte absichtlich darin.

Endlich brachte sie Herrn Lamin die Kapsel. Er öffnete sie schnell; ein beinahe lauter Schrei entfloh seinen Lippen; darauf betrachtete er das Bild unter ge-

waltsam hervorstürzenden Thränen und drückte es an seinen Mund.

„Du bist so bewegt, mein lieber Sohn, hast Du etwa Deinen Vater gekannt?“ fragte Madame Villers.

„Ach, gewiß ist es so,“ antwortete Herr Lamin, immer noch das Bild unter einer Gemüthsbewegung betrachtend, „aber erlauben Sie mir, daß ich seinen Namen verschweigen darf, und tadeln Sie mich deshalb nicht.“

„Und Deine Mutter?“ fragte sie weiter; „kannst Du errathen oder vielleicht gar wissen, wer sie war?“

„Leider nein,“ antwortete Herr Lamin, „und ich weiß überhaupt nicht mehr von meinen Lebensverhältnissen, als was nun auch Ihnen bekannt ist.“

„Aber wie in aller Welt kamst Du in diese Gegend?“ fragte Madame Villers; „lenkte der Zufall Deine Schritte hier herauf, oder war es Absicht, und welche?“

„Nein, nicht der Zufall, sondern die Absicht, mich nach der Festung Pignerol zu begeben, führte mich Gottes Vaterhand nach dem von Ihnen bewohnten Hause. Hier wollte ich verweilen, um die Herrlichkeiten dieser Gegend zu bewundern, und hatte keine Ahnung davon, was für ein Glück mich erwartete.“

„Aber — wie konnte ich so ganz und gar meinen Alten vergessen!“ rief nun Madame Villers, beinahe erschrocken, aus. „Er verdient es in Wahrheit, daß ich

ihn rufe, um ihm das Vorgefallene mitzutheilen, denn seine Theilnahme an dem Kummer, den mir die Trennung von Dir verursachte, brachte es eben zuwege, daß daß ich ihm meine Hand reichte. Doch — wie sagtest Du, nach der Festung Pignerol willst Du Dich begeben? Von dort ist mein Mann her, und seine Geschwister wohnen noch an diesem Orte."

„Das ist mir sehr lieb," erwiederte Herr Lamin, „denn vielleicht können Sie mich bei dem, was ich vorhabe, unterstützen."

In diesem Augenblicke trat Herr Villers aus dem Hause, dem seine Frau entgegeneilte und ihm mit freudiger Hast alles Vorgefallene mittheilte.

Er nahm aufrichtigen Antheil daran, und ließ sogleich durch einen Mann, der im Garten arbeitete, das Pferd seines Gastes herauf in seinen Stall bringen.

Herr Lamin verweilte nun noch einige Tage bei ihnen und versprach in der Folge längere Zeit bei ihnen sich aufzuhalten, wenn das Schicksal der Prinzessin von Montpensier erst entschieden sei.

Er hatte über deren Verhältnisse ganz aufrichtig mit Beiden gesprochen und von Herrn Villers die Zusicherung erhalten, daß sein Bruder sich gewiß freuen würde, wenn er ihm bei der Befreiung des Grafen von Lauzun einen Dienst leisten könnte. Um das zu erwirken, wollte er ihm einen Brief an seinen Bruder mitgeben.

Als Herr Lamin sich an dem Abende, wo er seine Pflegemutter so unverhofft noch am Leben und wieder fand, allein in dem Zimmer war, was sie für ihn zum Schlafen bestimmt, zog er die Kapsel aus dem Busen, wo er das Bild seines Vaters aufbewahrt hatte.

Er drückte es unter einer tiefen Gemüthsbewegung an seine Lippen, denn es war ja sein Vater, den das Bild vorstellte, und dessen Züge erinnerten ihn so deutlich an die Prinzessin von Montpensier.

Das was er hier sah, war ihr schönes Auge, und so wie sein Vater pflegte sie auszusehen, wenn sie recht heiter gestimmt war.

„Ach," sagte er endlich zu sich selbst, „jetzt weiß ich, warum nie ein Verlangen nach ihrem Besitze mein Herz erfüllt hat. Ich erkenne nun die Natur der Liebe, die ich für sie empfunden habe; sie hat mich recht fühlen lassen, was ich durfte und ich brauche nun nicht zu erröthen, wenn ich an die theure Schwester denke. Ich darf fortfahren, sie zu lieben, und ich will es von ganzer Seele.

„Und nun weiß ich gleichfalls auch, weshalb der Herzog mir für die Dauer meines ganzen Lebens einen so unverhältnißmäßig großen Gehalt ausgesetzt und mir ein so unbeschränktes Vertrauen in allen Stücken geschenkt hat. Dem Sohne wollte er eine glückliche Existenz sichern, und meinte, es sei unmöglich, daß dieser im Stande wäre, ihn zu betrügen."

„Gott, welche Beruhigung gewährt mir die gemachte Entdeckung,“ fuhr er nach einer Pause fort, „denn ich verstehe nun mein Empfinden für die Prinzessin und vermag mich darüber zu freuen. Ich halte es für meine Pflicht, ihr zu dienen, um es zu können, mein Leben für sie zu wagen, um wo möglich ihren Gemahl zu befreien. Doch — wird sie auch wirklich durch die Vereinigung mit ihm beglückt werden und es fortdauernd bleiben? Ich habe leider von jeher daran zweifeln müssen, denn ich glaube, daß jede edle Regung in seinem Herzen erloschen ist. Ich halte ihn für einen Menschen, der weder eine feine Bildung besitzt, noch überhaupt einen guten Charakter. Eine gewisse Rohheit, die ihm eigenthümlich ist, suchte er gewiß mühsam genug vor der Prinzessin zu verbergen, und es blieb mir von jeher unbegreiflich, wie es kam, daß sie ihr Herz so schnell ihm zuwandte. Daß sie es nicht einsah, wie er nur nach dem Besitze von großem Reichthum strebt, und von lauter Ehrgeiz erfüllt, darum sich darnach drängte, sie zu besitzen. Allein er ist nun einmal durch das Sacrament der Ehe mit ihr verbunden, und der Umstand macht jedes Ueberlegen unnöthig.

Herr Lamin nahm sich also vor, alle seine Kräfte aufzubieten, um die Befreiung des Grafen von Lauzun möglich machen zu können, und zu diesem Zwecke verließ er schon nach wenigen Tagen seine Pflegemutter, um sich in die Festung Pignerol zu begeben.

Am Ziele seiner Reise angelangt, begab sich Herr Lamin zu den Geschwistern des Herrn von Villers, stellte sich als einen nahen Anverwandten von dessen Frau ihnen vor, wie er es mit diesem verabredet hatte, überbrachte ihnen ein Schreiben von diesem, und ansehnliche Geschenke, welche er während seiner Reise für sie gekauft hatte, und nannte sich Hypolit Grall.

Die beiden Brüder des Herrn Villers nahmen ihn sehr freundlich bei sich auf; er mußte bei ihnen logiren, und er gewann bald so viel Vertrauen zu ihnen, daß er ihnen, ohne zu befürchten, sie möchten es verrathen, sein Geheimniß anvertrauen konnte, wie Herr Villers ihm gerathen hatte; nämlich, daß er darum gekommen sei, um womöglich einen Gefangenen aus der Festung Pignerol zu befreien, und später entdeckte er ihnen auch dessen Namen; denn Herr Villers sagte gut dafür, daß sie verschwiegen wie das Grab wären, und überdies unverheirathet; der Eine von ihnen Witwer, der seine Wirthschaft durch eine alte Frau verwalten ließ, und der Andere noch nicht im Stande, eine Frau zu erhalten.

Sie gehörten dem Bürgerstande an und ernährten sich, nicht ganz sorgenlos, von dem Drechslerhandwerke, das sie mehr als Kunst, und ohne einen Gehilfen dabei zu haben, sehr fleißig betrieben.

Sie würden gern ihren Gast, der sie für jede ihnen verursachte Ausgabe reichlich entschädigte, bei sei-

nem Vorhaben unterstützt haben, weil ihr Bruder in seinem Briefe sie dringend darum anging. Allein sie sahen nicht die Möglichkeit ein, wie sie es vermöchten, denn nach langen, erfolglos fortgesetzten Nachforschungen erfuhren sie endlich, daß der Graf von Lauzun so streng bewacht würde, daß es wie ein Wunder zu betrachten gewesen wäre, wenn Jemand es durchgesetzt hätte, ihn nur zu sehen, vielweniger noch zu befreien.

Durch drei vielfach bewachte Höfe und über einige Zugbrücken gelangte man erst auf einen freien Platz, der mit einem hohen Eisengitter umgeben war, zu dessen Eingang nur der Commandant einen Schlüssel besaß.

Dieser Platz war gleichsam der Ausgang aus den Festungsgebäuden, worin sich die Gefangenen befanden, und wurde nur von dem Commandanten selbst geöffnet, wenn er sich nach der Stadt begab. Alle Uebrigen aber, mochten sie ein Geschäft von noch so verschiedener Art nach der Festung führen, konnten nur Zutritt in einem Hause haben, welches außerhalb dieses Platzes sich befand und so breit war wie die inneren Räume der Festung, in welche aus dem Hause, durch einen langen Gang, zwar ein Eingang führte, vor dem jedoch eine doppelte Wache stand, so wie vor dem Hause gleichfalls, in dem Alle Einlaß bekamen, welche mit einer Erlaubnißkarte des Commandanten versehen waren.

Dieser hatte, ganz von den Festungsgebäuden entfernt, ihnen gegenüber, seine Stallung und Wagen=

remise, wohin er sich jedesmal zu Fuße begab, wenn er ausfahren oder reiten wollte.

In den Festungsgebäuden, worin die Gefangenen ihrer Freiheit beraubt gehalten wurden, befanden sich nur Personen von Bedeutung.

In dem Hause, das an den Platz grenzte, der, mit Rasen belegt, mit einem hohen, eisernen Gitter umgeben war, sprach der Festungscommandant Jeden, den ein Geschäft zu ihm führte. Auch gab er hier zuweilen Gesellschaften, an welchen die Mitglieder seiner Familie Theil nahmen, die für gewöhnlich auch hier wohnten und ihn nur sprachen, wenn er aus dem Innern der Festung zu ihnen kam, was gewöhnlich gegen Abend auf einige Stunden geschah.

Nach Tische verfügte er sich jedoch jedesmal wieder in das Innere der Festung zurück, wo er einige Zimmer besaß und hier auch schlief.

Begreiflich sah der Commandant der Festung nur die wenigen Personen vom ersten Stande bei sich, welche das Städtchen Pignerol bewohnten, und die Offiziere, welche den Dienst, unter ihm stehend, versahen. Sie aber waren immer unverheirathet und Leute aus dem Bürgerstande entbehrten die Ehre seines Umganges. Die Brüder des Herrn Villers wußten daher nur durch Erzählungen, wie es im Innern der Festung aussah. Auch kannten sie Niemanden, dem dort der Eingang gestattet gewesen wäre.

Herr Lamin glaubte also gewiß, daß es eine Unmöglichkeit sei, etwas für die Befreiung des Grafen von Lauzun zu unternehmen; allein trotzdem gab er sich die größte Mühe, um etwas über ihn zu erfahren.

Bei dieser Gelegenheit sagte man ihm, daß die Gefangenen auf ihr Ehrenwort, keinen Versuch zur Flucht unternehmen zu wollen, die Erlaubniß erhielten, bei guter Witterung täglich in der Mittagszeit eine Stunde auf dem Rasenplatze sich aufzuhalten, der mit einem hohen Eisengitter umgeben war. Darauf mußte jeder Einzelne nach seiner Zelle zurückkehren.

Während sie sich im Freien aufhielten, erzählte man Herrn Lamin in einem Kaffeehause, spielten sie Ball oder unterhielten sich damit, daß sie Reifen einander zuwarfen, die sie mit einem Stabe auffingen u. s. w. Nur durften sie nicht in Gruppen zusammenstehen, oder mit einander sprechen.

Vor dem Platze mit dem Eisengitter ging eine Wache auf und nieder, um den Eingang zu beobachten; obgleich dieser verschlossen und kein Gefangener sich der Thüre auf fünf Schritte nähern durfte, zu welcher der Schlüssel in den Händen des Commandanten war.

In der Regel wurden nur Personen des männlichen Geschlechts nach der Festung Pignerol gebracht. Allein es kam auch so, daß Damen es durch die besondere Gunst des Königs erlangten, daß sie sich, auf ihr dringendes Verlangen, mit einem ihrer Angehörigen, der

hier gefangen gehalten wurde, zusammen durften einkerkern lassen, jedoch geschah das selten, nur wenn besondere Umstände die Veranlassung dazu gaben.

So befand sich schon seit der Einkerkerung des Herrn von Fouquet dessen Tochter, Constanze, bei ihrem Vater und theilte mit dem einst mächtigen Minister dessen Zelle.

Sie hatte diese Gunst des Schicksals, ihren Vater, der seit längerer Zeit schon öfter kränkelte, pflegen zu dürfen, der Königin zu danken, die sich darum dringend bei ihrem Gemahle verwendet hatte.

Jede Woche einmal gab der Commandant in der Wohnung, welche sich in den inneren Räumen der Festung befand, ein Mittagessen, wozu er dann einige von den Gefangenen einzuladen pflegte, und weil seine Schwester, eine schon bejahrte Dame, die bei ihm lebte, besonders Mitleid mit der traurigen Lage des Fräuleins von Fouquet fühlte, die den Freuden der Welt entsagt und ihre Freiheit zum Opfer gebracht hatte, nur aus Liebe zu ihrem Vater, um ihn pflegen zu können, so traf sie beinahe immer die Ehre, mit der Familie des Gouverneurs zu speisen, so oft er von den Staatsgefangenen zu sich einlud, denn andere, als sehr vornehme, befanden sich niemals in der Festung Pignerol.

Als der Graf von Lauzun dahinkam, erfuhr der Gouverneur nicht die Ursache seiner Gefangennehmung und er fand gleichfalls für gut, darüber zu schweigen.

Besonders aber faßte der Entschluß Wurzel in seinem Innern, nachdem er an der Mittagstafel des Gouverneurs neben Constanzen von Fouquet seinen Platz angewiesen bekommen hatte, die er sehr schön fand, und ebenso liebreizend in ihrem Benehmen.

Er bemühte sich also darum, sie in einer sehr interessanten Weise zu unterhalten, was er meisterhaft verstand, und dieses Geschick jedesmal benutzte, so oft er einen Vortheil dadurch zu gewinnen hoffen konnte, was gegenwärtig der Fall war, denn es dünkte ihm eine angenehme Zerstreuung zu gewähren, wenn er durch ein kleines Liebesverhältniß, das ohnehin der seiner Gemahlin angelobten Treue keinen Abbruch thun konnte, sich die Zeit zu verkürzen, und er beschloß darum die Einleitung dazu schon sehr bald zu treffen.

Das war anfänglich nur seine Absicht, so oft er beim Ring- oder Ballspiel, an dem Constanze, auf Anrathen ihres Arztes und weil ihr Vater sie dringend darum bat, täglich Theil nahm, in ihre Nähe kam und dann durch Blicke, oder durch im Vorübergehen ihr zugeflüsterte Worte, sie glauben machte, daß er die heißeste Liebe für sie fühlte.

Etwas Anderes, als sich angenehm zu zerstreuen, konnte er auch für die Folge nicht wünschen, wenn er wieder in Freiheit gesetzt wurde und glaubte, daß es bald geschehen würde, denn er war ja durch unauflösbare Bande an eine Andere gefesselt. Ein inniges und

näheres Verhältniß wollte er also mit dieser Anmuthigen nicht einmal anknüpfen, wenn wirklich die Umstände ihn dabei begünstigt hätten.

Allein Constanze war nicht nur schön und gemüthvoll, sondern sie besaß hauptsächlich einen sehr regsammen Geist und sprach in gewählten Ausdrücken, ohne sich im mindesten dabei geziert zu zeigen. Ihre Erscheinung mußte mithin allen Gefangenen, welche täglich sie sahen, imponiren, und that es auch.

Ihren Vater vergötterte sie förmlich, sie bewies es durch die Opfer, welche sie ihm brachte und anscheinend mit eben so heiterem Sinn, als sie gerne bei ihm verweilte, um seine Lage, so viel es in ihrer Macht stand, zu erleichtern.

Darum fühlte sie sich auch zum heißesten Dank gegen den Gouverneur verpflichtet, der auf jede Weise dafür sorgte, daß ihre Bestrebungen von seiner Seite Unterstützung fanden, denn er versorgte ihren Vater nicht nur mit den neuesten Erzeugnissen der Literatur des In- und Auslandes, sondern lud sie und ihn jedesmal zu Tische, so oft er Jemanden von den Gefangenen bei sich sah.

Die gefühlte Dankbarkeit drückte sie bei jeder Gelegenheit dazu durch ihr Benehmen und Worte aus. Sie nahm dadurch den Gouverneur, wie ebenso dessen Schwester, zu ihrem Vortheile für sich ein, und aus diesem Grunde zog sogar der Gouverneur, obgleich er be-

deutend älter, als Constanze von Fouquet war, in reifere Ueberlegung, ob es nicht für ihn gut daran gethan sei, wenn er sich zum zweitenmale vermähle, und zwar Constanzen, der Tochter des Exministers Fouquet, seine Hand reiche.

Diesen Vorsatz theilte er seiner Schwester mit, die ihn eifrig unterstützte, weil sie, wenn ihr Bruder ihn ausführte, wieder nach Lyon zurückkehren konnte, wo sie geboren und später verheirathet war, mithin Verwandte und Bekannte dort noch in Menge besaß, mit welchen wieder zusammenzukommen sie sich sehnte.

Das Aussehen des Gouverneurs war keineswegs unangenehm, besonders besaß er eine imponirende Gestalt. Er legte Werth auf eine mit Frauen geführte, geistreiche Unterhaltung, besaß eine völlig wissenschaftliche und Gesellschaftsbildung, ein bedeutendes Vermögen und als Gouverneur einer Festung, die nur für Staatsgefangene ersten Ranges bestimmt war, einen hohen Gehalt. Er stammte aus einer der ältesten adeligen Familien des Landes ab, und mit diesen Vorzügen meinte er keine abschlägliche Antwort befürchten zu dürfen, wenn er seinen Entschluß ausführte, weil er noch überdies keine Kinder aus seiner ersten Ehe besaß.

Er schrieb daher an Constanzen, trug ihr in bestimmten Ausdrücken seine Hand an, und erbat sich ihre Antwort, noch bevor er am folgenden Tag auf dem Rasenplatz, wo Ball gespielt wurde von den Gefange=

nen, und er jedesmal dann zugegen war, mit ihr zusammentraf.

Constanze von Fouquet glaubte als ganz sicher annehmen zu dürfen, daß der Graf von Lauzun sie liebte, und von ihrer Seite empfand sie gleichfalls in der Art, daß sie bei weitem lieber seine Gattin geworden wäre, als die des schon alternden Gouverneurs.

Das gestand sie aufrichtig ihrem Vater, der es natürlich fand, aber für seine gegenwärtige Lage es als vortheilhafter für sie Beide hielt, wenn seine Tochter den Antrag des Gouverneurs annahm, auch lebhaft dafür stimmte, ihr vorstellte, daß sie dann durch dessen Verwendung vielleicht ihm zur Freiheit verhelfen könnte, und von da an sie mit Bitten darum bestürmte.

Herr von Fouquet hatte sein unermeßlich großes Vermögen durch einen, ihm treuergebenen Diener nach dem Auslande bringen lassen. Er und seine Tochter, sonst Niemand in Frankreich, wußten den Ort, wo dieser Diener sich aufhielt, um dort Beide zu erwarten. Es standen ihm mithin die Mittel zu Gebote, in jedem andern Staate, als Frankreich, glanzvoll zu leben, sobald er nur erst wieder seine Freiheit erlangt hatte, und darum muthete er ihr zu, die Liebe, welche sie für den Grafen von Lauzun empfand, jedenfalls zu bekämpfen. Sich mit ihm zu vermählen, sagte er ihr, sei ja doch

unmöglich, da der Graf für die Dauer seines Lebens zur Gefangenschaft bestimmt und es nicht erlaubt sei, daß Jemand unter solchen Umständen sich verheirathe.

Constanze sah zwar ein, daß ihr Vater bei Allem, was er ihr in Bezug auf den Grafen von Lauzun vorstellte, vollkommen recht hatte. Sie war auch endlich dazu bereit, ihm das ganze Glück ihres Lebens aufzuopfern, aber plötzlich konnte sie sich nicht dazu entschließen. Sie gab deshalb dem Gouverneur eine ausweichende Antwort, ohne jedoch ihm die Hoffnung auf ihren Besitz zu rauben.

So stand die Sache, als Herr Lamin in dem kleinen Städtchen Pignerol anlangte, und sich bald überzeugen mußte, daß es ihm völlig unmöglich sei, etwas zur Befreiung des Grafen von Lauzun zu unternehmen.

Constanze wußte nicht, wie sie den sie bedrohenden Schlag des Schicksals von sich abwenden sollte, aber sie wollte wenigstens den Grafen von Lauzun davon in Kenntniß setzen, daß sie früher oder später dazu gezwungen sei, dem Willen ihres Vaters sich zu unterwerfen, indem sie dem Drange der Umstände sich füge.

Oder, hoffte sie etwa, unter dem Beistande eines Verbündeten stärker zu werden in ihrem Vorsatze, den Gouverneur so lange mit leeren Worten hinzuhalten, bis er deren überdrüssig würde, und dann von selbst zurückträte? Es ist möglich und sogar wahrscheinlich.

Wenigstens faßte sie bei der nächsten Gelegenheit

als der Graf Ball mit ihr spielte, ihr einen überreichte, und dabei zärtlich ihre Hand drückte, den Muth, ihm schnell zuzuflüstern: Der Gouverneur hat sich mir schriftlich zum Gatten angetragen. „Ich liebe ihn nicht, aber mein Vater will, daß ich ihn annehme. In vierzehn Tagen muß ich einen Entschluß fassen.“

Mehr konnte sie ihm nicht sagen, vielmehr mußte sie sich schnell einem von den übrigen Mitspielern zuwenden. In demselben Augenblicke schlug aber die Uhr und zeigte die Zeit an, in welcher die Gefangenen in ihre Zellen zurückkehren mußten.

Graf Lauzun fühlte sich durch Constanzens Mittheilung sehr beunruhigt. Entweder, er empfand wirklich ein zärtliches Gefühl für sie, oder er befürchtete, daß sie um seinetwillen die Hand des Gouverneurs ausschlagen würde, und daß darum es entdeckt werden möchte, daß er schon bereits vermählt sei. Er wußte mithin nicht, wie er sich gegen sie benehmen sollte, indem sie doch offenbar eine bestimmte Erklärung von ihm zu erfahren erwartete.

Trotz seiner großen Klugheit und Schlauheit fiel ihm doch kein Mittel bei, um dadurch der Entdeckung seiner Vermählung mit der Prinzessin von Montpensier vorzubeugen, und daß ihn der Umstand so sehr beunruhigte, daß er darüber alles Andere vergaß, möchte wohl als Beweis anzunehmen sein, daß er Constanzen wirklich zu der Zeit liebte.

Erst wollte er sich krank stellen, um das Zusammentreffen mit ihr so lange zu vermeiden, bis er erst einen bestimmten Entschluß gefaßt hätte. Dann aber überlegte er, wie sie leicht seine plötzliche Erkrankung nur dem Schrecken über das, was vorging, zuschreiben, und sie eben deshalb die Hand des Gouverneurs ausschlagen, mithin die Enthüllung seines Geheimnisses nur um desto eher verfolgen könnte. Nein, dieser Plan war nicht der rechte, es mußte von seiner Seite ein anderer in's Werk gesetzt werden.

Dazu gehörte, daß er zwar in den nächsten Tagen sehr traurig aussah, jedoch keine Erklärung gegen sie aussprach.

Mit dieser Einleitung zur Ausführung des endlich entworfenen Planes bewirkte jedoch der Graf gerade das Gegentheil von dem, was er wollte, denn Constanze, welche als ganz gewiß erwartet hatte, daß er an sie schreiben und ihr seine Liebe bekennen werde, weil es anging, daß er ihr beim Ballspiel ein Briefchen in die Hand drücken konnte, fühlte sich durch sein Zögern damit ebenso beleidigt, als gekränkt, weil sie nun ihrem Vater es gestehen mußte, wie er gegen sie handelte.

Herr von Fouquet lächelte, als sie ihr Bekenntniß gegen ihn aussprach, sagte ihr, daß sie weder Welt- noch Menschenkenntniß besitze, mithin das, was bei dem Grafen eine gewöhnliche Galanterie, ein Mittel, sich angenehm die Zeit zu verkürzen, für etwas Ernsteres

gehalten habe, und wußte es ihm in seinem Innern Dank, daß der Graf, vielleicht ohne es zu wollen, seine Absicht so gut unterstützte, die keine andere war, als Constanze mit dem Gouverneur zu vermählen.

Ihr tief gekränkter Stolz, den sie von ihren Eltern geerbt hatte, bewog sie endlich dazu, dem Willen ihres Vaters nachzugeben, aber sie sah von dem Sturm, der ihr Inneres bewegte, an dem Tage vor dem, wo ihr Vater dem Gouverneur die Erfüllung seiner Wünsche zusagen wollte, todtenblaß aus.

Das fiel Jedem auf, der sie sah, auch dem Grafen von Lauzun, aber er konnte nicht anders handeln, als er that, weil er sonst damit bewirkt hätte, daß seine Gemahlin etwas davon erfuhr, wie er die Zeit seiner Gefangenschaft zubrachte, indessen gewiß der Schmerz darüber, daß sie getrennt leben mußten, sie beinahe tödtete.

Indessen wollte er sie doch wenigstens noch einmal sprechen, bevor sie die Verlobte eines Andern wurde. Er näherte sich ihr also beim Ballspiel, was er in der letzten Zeit unterlassen hatte, und fragte sie mit großer Theilnahme im Tone, ob sie sich etwa nicht wohl befinde.

Dieser Umstand erweckte neue Hoffnungen in ihrem Herzen, daß er nun die Gewißheit, sie an einen Andern abtreten zu müssen, nicht mehr länger ertragen könnte. Aber auch damit erlitt sie eine bittere Täuschung, denn der Graf sagte ihr nur noch bei einer dazu passenden

Gelegenheit, daß er den alternden Gouverneur, um das Glück, sie besitzen zu dürfen, beneide.

Die Bitterkeit gegen ihn, welche er dadurch in ihrem Innern erweckte, brachte zuwege, daß es ihr minder schwer fiel, als früher, sich mit dem Gouverneur zu verloben und bestimmte sie, diesen Schritt auch nicht länger zu verschieben, was sie dem Gouverneur, der mit Bitten darum fortfuhr, sie darum zu bestürmen, in einigen Zeilen zusagte, worauf er zu ihnen kam, um selbst sie und ihren Vater in seine Wohnung zum Abendessen abzuholen.

Sie brachten nun einige Stunden bei dem Gouverneur und bei dessen Schwester zu, was sonst nicht geschehen durfte, indem kein Staatsgefangener je die Erlaubniß von dem Gouverneur erhielt, nach dem Untergange der Sonne seine Zelle noch zu verlassen.

Herr von Fouquet war über diese besondere Begünstigung ganz glücklich, er knüpfte daran Hoffnungen, deren Erfüllung vollends seine Lage verbessert hätte, und äußerte sich auch in der Art gegen seine Tochter. Sie fand daher in seiner Zufriedenheit eine Entschädigung für das Opfer, welches er ihrem Herzen gleichsam abgedrungen hatte.

Am folgenden Tag lud der Gouverneur sie zum Mittagessen zu sich ein, und machte sie mit dem Vorgefallenen bekannt.

Constanze sah zwar ungewöhnlich blaß aus, aber

sie zeigte sich, wie gewöhnlich, freundlich in ihrem Benehmen, und nur als sie ihr Glas dem des Grafen Lauzun entgegenneigen mußte, wie es vorher bei den Uebrigen auch so war, die auf ihr Wohlsein tranken, glaubte sie umzusinken, und mußte sich am Tische halten, um es zu verhindern.

Allein auch dieser so schmerzvoll auf sie einwirkende Moment ging vorüber, ohne daß sie sich aus der Gesellschaft zu entfernen brauchte; nur kam sie später völlig erschöpft an Kräften wieder nach der Zelle zurück — so nannte man die verschiedenen Gemächer der Gefangenen damaliger Zeit in allen Festungen, oder sonstigen Strafanstalten — welche sie mit ihrem Vater ausnamsweise hatte theilen dürfen.

Herr von Fouquet beobachtete den Grafen von Lauzun während der Mahlzeit genau, und machte dabei die Bemerkung, daß er sich wie gewöhnlich zeigte. Heiter mit seinen Tischnachbarn plauderte, sogar scherzte, und aus diesem Benehmen zog er den Schluß, daß die Verlobung seiner Tochter mit dem Gouverneur, dem Leichtsinnigen keinen besondern Gram verursachte. Diese Wahrnehmung äußerte er auch später gegen seine Tochter, welche, selbst davon durch den Augenschein überzeugt, eine vermehrte Bitterkeit gegen den Grafen empfand, weshalb sie sich vornahm, seine Gegenwart bei keiner Gelegenheit zu beachten, und diesem Vorsatze in der Folge treu blieb.

Ihrer Verlobung mit dem Gouverneur folgte bald die kirchliche Einsegnung ihrer Ehe, und auch bei dieser Gelegenheit benahm sich der Graf, wie gewöhnlich, so sorglos heiter, daß es ihr unangenehm war, ihn zu sehen. Sie brachte es mithin bald durch Umwege dahin, daß er seltener, wie die übrigen Gefangenen, zu Tische gezogen wurde, und wenn er eine Einladung erhalten mußte, suchte sie ihn ganz zu übersehen.

Bald nach ihrer Verheirathung fügte das Schicksal ihr einen sehr harten Schlag zu, indem es ihren Vater, nach einem kurzen Krankenlager, ihr für immer raubte. Sie hatte daher Niemanden mehr, der besonderen Antheil an ihr nahm, als ihren Gatten, an dessen Liebe sie die einzige Stütze im Leben finden mußte, um es zu ertragen.

Allein sie fand bald, daß diese ihr wenig Sicherheit gewährte und noch geringere Annehmlichkeit auf dem betretenen Pfade, denn sein Alter und die Berufsgeschäfte seines Amtes machten ihn öfter mißlaunig-gestimmt, und dann zeigte er sich, wie es eigentlich seine Natur war, bieder, aber derb in seinem ganzen Wesen, in seinen Ausdrücken, und wenn er dazu gereizt wurde, so heftig, daß sein Benehmen an Rohheit grenzte. Von seinem ersten Jünglingsalter an Soldat, wandte er wenige Sorgfalt auf die Verbesserung von Gewohnheiten, die er sich in den vielen Feldzügen, welchen er beigewohnt, zu eigen gemacht hatte, und nun vollends gerne

ausübte, um seiner Bequemlichkeit nachzuhängen, als er erst im Ehestand lebte.

Es konnte nicht fehlen, daß er darum Constanzens Zartgefühl unendlich häufig verletzte und sogar dann, wenn er es nicht wollte, wie es am Häufigsten geschah.

So lange ihr Vater noch lebte reichte ein Blick des Dankes, für das ihm durch diese Heirath gebrachte Opfer hin, sie dafür zu entschädigen und wenn er seine Freude über die Erleichterung seiner Gefangenschaft gegen sie ausdrückte, welche der Gouverneur ihm bei jeder Gelegenheit verschaffte, so empfand sie selbst welche, und übersah darum ihrem Gatten manchen Gewohnheitsfehler. Allein nach dem Tode ihres Vaters empfand sie es um so schmerzhafter, daß der Gouverneur an persönlicher Bildung, wie an wissenschaftlicher, die sie Jahre hindurch von ihrem Vater erlernt hatte, weit hinter ihr zurückstand.

Um diese Zeit widmete ihr der Graf von Lauzun wieder, wie früher, seine ganze Aufmerksamkeit, so oft es, ohne damit aufzufallen, geschehen konnte und benutzte eine Gelegenheit, wo er sie einige Minuten allein sprechen konnte, um ihr zu sagen, daß ihm ihre Verheirathung fürchterlich gewesen, daß er jedoch wichtige Gründe gehabt habe, die ihn dazu gezwungen hätten, sich ganz anders zu zeigen, als ihm zu der Zeit zu Muthe gewesen sein, und noch gegenwärtig, wenn er nicht ihren Vater und sie in eine grenzenlos, unglückliche Lage hätte versetzen wollen. Gründe, die sie noch einmal würde ken=

nen lernen, worauf er dann ihrer Verzeihung gewiß sei.

Bei einem zweiten Zusammentreffen mit ihr, sprach er in den zärtlichsten Ausdrücken von der Fortdauer seiner Liebe zu ihr, die er von jeher gleich stark für sie empfunden habe, und dieses Benehmen setzte er fort, weil er darauf seine Hoffnungen gründete, daß er durch ihre Mitwirkung vielleicht zur Freiheit gelangen könnte.

Die Prinzessin von Montpensier — anders nannte man sie nicht bei Hofe, weil der König selbst das Beispiel dazu gab — sie also hatte früher bei jedem Hoffeste und dann besonders, wenn auswärtige Große in Paris sich aufhielten, einen großen Glanz um sich zu verbreiten gesucht, indem sie die Neigung des Königs und sein Wohlgefallen daran, wenn sie so auftrat, kannte.

Das Alles mangelte nun, seitdem sie in der Bretagne, in ihrem Schlosse Eu, lebte, und der König war darüber höchst mißmuthig gestimmt. Es gab daher Tage in seinem Leben, wo er verdrießlich auf sich selbst war, daß er seine Cousine aus Paris verscheucht hatte, und noch mehr auf Andere, die ihn dazu verleitet hatten, so hart, wie er es nun nannte, gegen sie zu handeln.

Die Gräfin von Lauzun lebte indessen ganz zurückgezogen von der Welt, nur ihrem Schmerze über die Trennung von ihrem Gemahle.

Dieses Gefühl aber vermehrte sich bei ihr, so oft

sie Briefe von Herrn Lamin aus der Festung Pignerol erhielt, worin er sich zwar noch immer aufhielt, allein ihr jede Hoffnung benahm, daß sein Dortsein von einem günstigen Erfolge zur Erreichung ihrer Wünsche sein möchte. „Denn," schrieb er ihr, „der Gouverneur der Festung Pignerol, hat solche Vorkehrungen zur sicheren Aufbewahrung seiner Gefangenen getroffen, daß ein Entkommen derselben völlig unmöglich ist. Nicht einmal den Besuch eines Fremden empfängt der Gouverneur, wenn dieser ihm nicht zuvor schriftlich angezeigt, um welcher Ursache vielleicht er ihn zu sprechen die Absicht hat, u. s. w."

Frau von Riancourt suchte endlich die Gräfin dazu zu bewegen, daß sie Herrn Lamin zurückberufen möchte, dessen Anwesenheit in Paris durchaus nothwendig wurde; weil die Geschäfte für die Verwaltung ihres Vermögens sich schon zur Ungebühr gehäuft hatten, wie sein Stellvertreter — ein junger Mann, dem er sein Vertrauen schenkte — öfter schon in seinen an die Gräfin Lauzun gerichteten Briefen ihr geklagt hatte.

Anfänglich wollte diese auf den Vorschlag ihrer mütterlichen Freundin nicht eingehen, allein diese wiederholte ihn so oft und setzte ihr so dringend die Gründe auseinander, welche sie dazu vermochten, bis endlich die Gräfin sich dazu bewegen ließ, Herrn Lamin die Rückkehr nach Paris zu gestatten.

Doch es bedurfte einer besonderen Ursache dazu,

um ihr den Inhalt dieses Briefes abzudringen, und diese bestand in der Eröffnung eines Geheimnisses, das Frau von Riancourt ihr mittheilte, wovon jedoch erst später die Rede sein darf.

Die Gräfin bestand hartnäckig darauf, daß Herr Lamin, bevor er sich nach Paris begebe, erst zu ihr nach dem Schlosse Eu kommen müsse; obgleich dieser Umweg ein sehr bedeutend großer war, und Frau von Riancourt mußte ihrem Verlangen nachgeben.

Allein, noch bevor er im Schlosse Eu eintreffen konnte, wo sie unendlich viele Fragen, in Bezug auf ihren Gemahl an ihn richten, und mancherlei Verabredungen mit ihm treffen wollte, erhielt sie einen Brief von dem Könige, worin er ihr mit festem Tone befahl, ohne jedem Verzug nach Paris zurückzukehren, um durch ihre Gegenwart, wie früher, eine der größten Zierden seines Hofes zu werden.

Die Gräfin zeigte sich durchaus nicht willig, dieser Einladung zu folgen, bis Frau von Riancourt ihr vorstellte, daß so nur die einzige Möglichkeit noch vorhanden sei, daß sie durch fortgesetzte Bitten es dahin bringen könne, daß der König ihnen endlich nachgebe, und den Grafen von Lauzun wieder begnadige.

Sie antwortete mithin dem Könige, daß sie dann, wenn sie sich erst wieder von einer Unpäßlichkeit, welche sie sich durch Erkältung zugezogen, erholt habe, ohne damit zu zögern, nach Paris begeben würde.

Sie wollte nämlich noch die Ankunft des Herrn Lamin erwarten, weil sie sein Herz durch die Eröffnung eines für ihn sehr wichtigen Geheimnisses ungemein zu erfreuen hoffen konnte.

Er traf endlich ein, und kam ihnen mit einer ihm gleichfalls wichtigen Endeckung zuvor, indem er ihnen mittheilte, daß er auf dem Wege nach der Festung Pignerol die Frau, welche er so lange für seine Mutter und längst als todt betrachtet, wie durch ein Wunder Gottes wiedergefunden, die ihn nun mit den näheren Umständen seiner Geburt bekannt gemacht habe.

„Wissen Sie aber auch, wer Ihr Vater war und wer Ihre Mutter?“ fragte ihn jetzt Frau von Riancourt, mit großer Spannung die Antwort erwartend.

„Man hatte dieses Geheimniß meiner Pflegemutter nicht entdeckt,“ erwiederte Herr Lamin, „sie also wußte es mir auch nicht zu enthüllen; aber sie befand sich in dem Besitze einer goldenen Kapsel, welches das Bild meines Vaters in sich schloß, und als ich den ersten Blick darauf richtete, erkannte ich die mir so theuern Züge einer schon ohnehin von mir geliebten Person.“

„Führen Sie die Kapsel bei sich?“ fragte nun die Gräfin, „so zeigen Sie auch mir dieses Ihnen so werthvolle Bild.“

Herr Lamin zauderte, ihr Begehren zu erfüllen, allein sie wiederholte es so lange dringend, bis er die Kapsel aus seinem Busen zog, und indem er sie ihr

überreichte, sagte: „Bedenken Sie, daß ich nicht gewagt hätte, Ihnen das Bild zu zeigen, wenn es nicht auf Ihren ausdrücklichen Befehl geschehen wäre.“

„Gut, gut,“ rief die Gräfin lebhaft aus, „ich werde es nicht vergessen.“

Unter diesen Worten öffnete sie die Kapsel, betrachtete das darin enthaltene Bild mit Zeichen von tiefer Wehmuth, drückte es dann an ihre Lippen und sagte unter Thränen: „Du, mein geliebter Vater, führst mir einen Bruder zu; aus Deiner Hand will ich gern ihn annehmen, und wenn die Welt es auch nicht zu wissen braucht, mich glücklich schätzen, einen Bruder zu besitzen, und als solchen ihn zu lieben.“

Bei diesen Worten öffnete sie ihre Arme, indem sie fortfuhr: „Von jeher empfand ich eine geheime Ahnung davon, daß Sie — daß Du kein Fremder für mich wärest, noch es weiter sein dürftest, und dieses Empfinden hat mich, Gott Lob, nicht betrogen; ich werde mich vielmehr künftig unter dem Schutze eines Bruders befinden, bis mein Gemahl, aus seiner Gefangenschaft befreit, zu mir zurückkehren wird. Mein Vater hat Dich selbst als seinen Sohn anerkannt, und nur noch wenige Stunden vor seiner letzten Erkrankung in einem Briefe, den er an seine Gattin gerichtet, diese Geständnisse abgelegt, wodurch sie das Geheimniß Deiner Geburt erfahren hat.“

„Und das ist Ihnen erst jetzt bekannt geworden?“ fragte Herr Lamin mit Erstaunen.

„O, kränke mich doch nicht so arg, es mir zu beweisen, daß Du fortgesetzt ein Fremder für mich bleiben willst,“ sagte die Gräfin mit vorwurfsvollem Tone; „ich bin Deine Schwester, Du mein theurer Bruder, und weil wir das nicht laut vor der Welt bekennen dürfen, indem wir sonst auch zugleich die Fehler unseres Vaters ihr offenbaren müßten, so wollen wir doch im engeren Familienkreise wenigstens uns so gegen einander, wie Geschwister dazu verpflichtet sind, lieben.“

Nach diesen Worten umarmte sie ihn abermals, und ließ mit Bitten nicht nach, bis er ihr fest angelobte, daß er sich jedem ihrer Wünsche nicht widersetzen wolle.

Nachdem ihr erster Freudenrausch, dem sie sich lange überließen, vorüber war, fragte endlich Herr Lamin: „Aber durch welchen Umstand ist denn jetzt erst der Brief unseres Vaters in Deine Hände gekommen und sein Inhalt Dir bekannt geworden?“

Frau von Riancourt, welche bei der Erkennungsscene zugegen war, und mit tiefer Rührung dem Erguß ihrer Freude schweigend mit angesehen hatte, nahm nun das Wort, indem sie erzählte: „Ich beschäftigte mich eben nur wenige Tage vor unserer Abreise aus dem Schlosse Choisy damit, Alles, was mir werthvoll zu sein schien, einzupacken, damit wir es hierher mitnehmen

konnten; zu diesem Zwecke sah ich mich auch in dem ehemaligen Schlafzimmer des Herzogs von Orleans um, weil ich wußte, daß ich hier manchen Gegenstand finden würde, der kostbar genug war, namentlich aber mußten in seinem Schreibepulte viele Sachen sich befinden, welche ihm werth waren."

„Darum," fuhr Frau von Riancourt nach einer kurzen Pause fort, „schloß ich mit dem Schlüssel, den seine Gemahlin nach seinem Tode in Verwahrung hielt, und den sie unter manchem andern in einer Commode verwahrt hatte, wie mir bekannt war, das Schreibepult des Herzogs auf, und nahm aus einer Schublade ein Kästchen mit kostbaren Gold= und Silbermünzen, indem ich aber diese betrachtete, fiel eine davon auf die Erde und rollte unter das Schreibepult; ich mußte es also von der Wand abrücken lassen, um sie zu erreichen, und fand bei dieser Gelegenheit einen noch unvollendeten Brief des Herzogs, worin er meiner Freundin ein Geständniß abgelegt, daß sie jedoch niemals vernommen hat, darum nicht, weil der Brief, welcher es enthielt, hinter das Schreibepult gefallen und hier liegen geblieben war. Nach diesem Geständnisse zu urtheilen, muß das Fräulein Anna von Etienne, die einzige Tochter des Herzogs von Etienne, Ihre Mutter gewesen sein."

„Aber weshalb hat er sich nicht mit ihr vermählt?" fragte Herr Lamin mit Erstaunen.

„Der Herzog von Etienne und der Vater waren in Feindschaft, die ein Vorfall in ihren Jünglingsjahren zuwege brachte, der mir nicht bekannt ist, zu Männern herangereift und eben so alt geworden; sie hätten Beide niemals in die Vermählung ihrer Kinder gewilligt, das wußten Beide und gaben sich heimliche Zusammenkünfte bei den Eltern einer Kammerfrau des Fräuleins. Ihre leidenschaftliche Liebe hatte sie dazu verlockt, von dem Pfade abzuweichen, den die Tugend ihnen bezeichnet hatte, und als Anna wußte, daß sie Mutter werden sollte, schützte sie einige Monate vor ihrer Entbindung Kränklichkeit vor, damit sie ihr Bett nicht zu verlassen brauchte, oder wenigstens in ihrem Schlafzimmer verweilen konnte.“

Heimlich verließ sie an einem Abende, mit dem Beistande ihrer Kammerfrau, das Haus, und begab sich in eines, dessen Besitzerin schon von dem Herzoge durch ihren Mann dazu bestochen war, daß sie Anna bei sich aufzunehmen versprochen hatte.

„O, ich errathe, es war meine Pflegemutter,“ sagte Herr Lamin freudig.

„Es steht zu erwarten,“ meinte Frau von Riancourt, „denn Alles, was Sie mir von ihr gesagt haben, stimmt mit dem überein, was der Herzog seiner Gemahlin geschrieben hatte. Doch — vernehmen Sie noch den Schluß meiner Erzählung. Nachdem Anna schnell genug einen Sohn geboren hatte, kehrte sie, in

was endlich diese Comödie für ein Ende nehmen würde, aber sich nur ja zu keiner Zusage irgend einer Art überreden zu lassen, die sie zu einem Schritte verpflichte, den zu bereuen sie gewiß später Ursache fände.

Die Gräfin war vollkommen mit diesem Rathe einverstanden und begab sich an einem der nächsten Tage, begleitet von Frau von Riancourt, nach Paris.

Als sie am Abende in dem Zirkel der Königin zum Erstenmale nach so langer Unterbrechung erschienen, wurden sie von dieser und ihrem Gemahl mit zuvorkommender Freundlichkeit empfangen, und diesem Beispiele folgten alle Höflinge.

Es fand an diesem Abende ein Lotteriespiel Statt, welches der König in der Absicht in Vorschlag gebracht hatte, diese Vergnügung dazu zu benutzen, die Höflinge, besonders die anwesenden Damen, nach Beschaffenheit der Umstände, mit mehr oder minder werthvollen Gegenständen zu beschenken.

Unter den vielen Kränkungen, welche der König seiner Gemahlin zufügte, war die keine der geringsten, daß sie sich die Gegenwart seiner natürlichen Kinder, in ihrem sogenannten kleinen Zirkel, der jedoch zuweilen sehr ausgedehnt wurde, mußte gefallen lassen.

Beinahe jeden Abend erschien die Witwe Scarron, später Frau von Maintenon, mit den Kindern der Frau von Montespan in diesem Zirkel der Königin, und diese sah sich sogar genöthigt, mit den kleinen Wesen freund=

lich zu sprechen, wenn sie anders den König nicht gegen sich aufbringen wollte.

Als nun, wie schon erwähnt wurde, die Höflinge Lotterie spielten, gewann der kleine Herzog von Maine ein kostbares Armband, und wahrscheinlich hatte man ihm schon vorher gesagt, wie er sich verhalten müsse, wenn ein Gewinn ihm zufalle, den er dann später durch ein weit schöneres Geschenk ersetzt bekäme, denn er eilte nun mit dem Armbande nach der Seite hin, wo seine Mutter saß. Aber, statt es ihr zu überreichen, wie man allgemein annahm, daß es geschehen würde, begab er sich damit zu der Gräfin von Lauzun und streifte es dieser über ihren schönen Arm.

Der Knabe wurde nun von allen Seiten mit Lobsprüchen überhäuft, sein Verstand außerordentlich genannt, ohne daß man sich die Mühe nahm, darüber nachzudenken, ob er denn wirklich diese Lobsprüche verdient habe.

Diese Gelegenheit benutzte die Marquise von Montespan, sich der Gräfin von Lauzun — die man nie anders als Hoheit anredete, oder Prinzessin von Montpensier — zu nähern, denn es war die Absicht dieser Listigen, die Gräfin durch ihre Reden zu Gunsten des Herzogs von Maine zu stimmen.

Aus diesem Grunde theilte sie ihr mit, daß derselbe heiße Zärtlichkeit für sie empfinde, und darauf dringe, sie wieder zu besuchen. „Das kann mir nur als ein

Beweis gelten," setzte sie hinzu, „daß es dem kleinen Menschen bei Ihnen sehr gut gefallen hat, daß Sie freundlich gegen ihn sich bewiesen haben, und deshalb fühle ich mich veranlaßt, Ihre Hoheit dafür zu danken."

Noch denselben Abend erwähnte der König, wie zufällig, des Grafen von Lauzun und bei dieser Gelegenheit legte die Marquise von Montespan so laut, daß es die Gräfin vernehmen konnte, für deren Gemahl eine Fürbitte ein.

Doch der König erwiederte kein Wort darauf, sondern sah nur auf den kleinen Herzog von Maine, so, als wollte es das Mittel dadurch andeuten, welches seine Cousine nur anzuwenden brauche, um dadurch die Freiheit ihres Gemahls zu erwirken.

Aus diesem Umstande zog die Gräfin von Lauzun den Schluß, daß auch der König mit in das Complott verwickelt sein müsse, das zwei schlaue Frauen ersonnen hatten, um mit ihrer List sie in ein Garn zu locken, das man dann über ihrem Haupte zusammenzuziehen beabsichtigte. Darum aber eben nahm sich die Gräfin vor, ganz ruhig zu bleiben, und führte diesen Vorsatz auch in der Folge aus, als man immer deutlicher die übernommenen Rollen in ihrer Gegenwart durchführte.

Die Verbündeten wußten, daß sich so leidend zu verhalten, sonst nicht die Sache der Gräfin von Lauzun war. Sie hatten keine Ahnung davon, daß sie einen so klugen und ihr treuergebenen Rathgeber in einem

Manne hatte, den sie kaum dem Namen nach kannten, und deshalb glaubten sie, daß die Gräfin sie noch nicht begriffen habe, weil diese überhaupt irrthümlich von der Marquise von Montespan für geistlos gehalten wurde.

Darum also brachte sie in Vorschlag, daß die Marquise von Maintenon es noch einmal übernehmen möchte, die Prinzessin von Montpensier über den wahren Standpunkt der Sache aufzuklären.

Frau von Maintenon meinte zwar, daß dazu noch nicht die rechte Zeit eingetreten sei, allein sie ließ sich doch dazu überreden, den Willen der Marquise von Montespan zu erfüllen.

Das Wetter war schon rauh und unfreundlich geworden. Es regnete auch häufig und deshalb konnte die Gräfin von Lauzun nicht mehr den Garten besuchen, auch ebensowenig zuweilen kleine Spatzierfahrten unternehmen. Aber sie begab sich deshalb um so lieber nach dem Gewächshaus, wohin man die ausländischen Pflanzen gebracht hatte, um diese Kinder des Südens zu überwintern.

Dieses Gewächshaus befand sich dicht am Schlosse und es führte von da ein bedeckter Gang dorthin.

Unter den tropischen Gewächsen und von vielen Blumen der seltensten Art umgeben, saß die Gräfin an einem Vormittage, mit einer Handarbeit beschäftigt,

während Frau von Riancourt nach Paris gefahren war, um ihre Tochter zu besuchen, welche in dieser Zeit kränkelte, als Frau von Maintenon, ohne sich vorher melden zu lassen, mit eilfertigen Schritten in das Gewächshaus trat, und der Gräfin von Lauzun lebhaft schon aus einiger Entfernung von ihr zurief: „Ihre Hoheit haben alle Ursache, sich zu freuen, denn Se. Majestät der König zeigen sich endlich geneigt, Ihre Wünsche zu erfüllen.“

Die Gräfin vergaß in einer schnellen Aufregung von Freude die Vorsicht, welche Herr Lamin ihr so oft schon angerathen hatte, sich nicht durch glatte Worte durch diese ränkevollen Frauen berücken zu lassen, und rief deshalb aus: „Ist es wirklich so, so wie Sie mir sagen?“

Die Marquise bestätigte es, worauf die Gräfin fortfuhr: „O, dann weiß ich auch, wem ich mein Glück zu danken habe. Ihnen, Madame, und es geschieht hiermit von ganzem Herzen.“

„Ihre Hoheit befindet sich in einem Irrthum,“ erwiederte Frau von Maintenon, „denn nicht mir gebührt dieser Dank, sondern einem Andern.“

„Und wer ist das?“ fragte die Gräfin. „Ach, mein ganzes Leben will ich dazu anwenden, um diese Verpflichtung zu lösen; als meinen Wohlthäter will ich ihn betrachten.“

„Ja, ja,“ sagte Frau von Maintenon, „als Nie-

mand mehr es wagen wollte — es auch nicht durfte, ohne des Königs Mißfallen sich zuzuziehen, da setzte, aus Liebe für Sie, sich Einer in diese Gefahr, und seinen Schmeichelworten gelang es endlich wirklich, das Herz Sr. Majestät zu erweichen.“

„O, ich errathe es nun, wem ich es zu verdanken habe, daß meine Brust wieder von Freude erfüllt wird,“ rief nun die Gräfin mit diesem Gefühle aus, „es ist der Herzog von Maine. Niemandem sonst konnte das Schwere gelingen. Aber warum haben Sie meinen guten Engel nicht zu mir hergebracht, damit ich ihm für seine Verwendung danken könnte, wie es ihm gebührt.“

„Darum nicht,“ erwiederte die Marquise, „weil ich noch Einiges mit Ihrer Hoheit zu sprechen habe.“

Die Gräfin fing jetzt an, durch diese Aeußerung der Listigen daran erinnert, sich zu besinnen, was Herr Lamin ihr schon so oft gerathen hatte. Sie sagte also, um Vieles ruhiger geworden, als vorher: „So reden Sie denn, Madame, und ohne Umschweife.“

„Ihre Hoheit wissen,“ sagte nun die Marquise, „daß Se. Majestät der König zu verschiedenenmalen dem Grafen von Lauzun Versprechungen gegeben, aber ebensooft diese auch wieder zurückgenommen haben. Es könnte also leicht mit dem, was er seinem Sohne versprochen hat, abermals so geschehen. Ich meine deshalb, daß es so zweckmäßig sei, wenn sich der König —

wie soll ich mich ausdrücken — auf eine gewisse Art dazu fest verpflichten möchte, das Versprechen, welches er zuletzt dem Herzog von Maine, zu Gunsten des gefangenen Grafen von Lauzun gegeben hat, zu halten."

Die Gräfin schüttelte ungläubig den Kopf, indem sie erwiederte: „Es scheint mir, daß die Aufgabe, es dahin zu bringen, sehr schwer zu lösen wäre."

„Nicht so sehr, wie Sie vielleicht es sich vorstellen," erwiederte die Verschmitzte, „denn der König hat einen edelmüthigen Charakter, und ist besonders dankbar."

Die Gräfin wußte wohl wohin die Marquise mit ihren dunklen Reden steuern wollte, stellte sich aber, als ob sie es nicht verstände, und sagte in diesem Sinne: „Wie könnte ich den König zur Dankbarkeit gegen mich verpflichten? Ich sehe es nicht ein."

„O, erinnern Sie sich nur gefälligst, daß ich schon einmal Ihrer Hoheit das Mittel dazu angegeben habe," versetzte die Marquise, „und ist der Umstand Ihrem Gedächtnisse entfallen, so werde ich die Ehre haben, Ihre Hoheit, Ihnen den Sinn meiner schon früher gegen Sie ausgesprochenen Worte zu wiederholen. Es ist Sr. Majestät dem Könige sehr schmerzlich, daß sein Sohn, der Herzog von Maine, den er so über jeden Begriff lieb hat, ohne alle Apanage, ohne Dotation ist. Sichern Sie ihm also nur gerichtlich einige von Ihren Besitzungen zu — wenn nicht anders, testamentarisch für den Fall Ihres Todes — und belohnen

dadurch den Sohn für das, was er für Sie gethan hat, wie Sie den König zum Danke gegen sich verpflichtet.“

Die Gräfin versank einige Minuten in Nachdenken, worauf sie erwiederte: „Nun gut, wenn es so geschehen kann, daß ich für die Freilassung meines Gemahls gesichert bin, dann soll geschehen, was Sie von mir begehren, Madame.“

Frau von Maintenon konnte kaum ihre Freude über diese Zusicherung der Gräfin verbergen, während sie betheuerte, daß Alles nach dem Verlangen der Gräfin in's Werk gesetzt werden sollte, worauf sie sich dieser mit dem Angelöbniß ihrer Freundschaft empfahl.

Nachdem die Gräfin Herrn Lamin mitgetheilt hatte, was geschehen war, tadelte er ihr Verfahren, denn er traute weder dem Könige, noch sonst einem Höflinge, der bei ihm in Gnaden stand, viel Gutes zu, am wenigsten aber seinen Favoritinnen. Vielmehr befürchtete er, daß sie damit umgingen, die Gräfin ihrer Besitzungen zu berauben, ohne dafür den Grafen von Lauzun in Freiheit zu setzen, was sie jedoch nicht glauben wollte, und deshalb ihre der Frau von Maintenon gegebene Zusage nicht bereute.

Von den Besitzungen der Gräfin waren begreiflich einige werthvoller, als die übrigen. Entweder ihr Einkommen war größer, als das von jenen, oder sie besaßen

besondere Vorrechte, welche dem Eigenthümer große Vortheile zusicherten.

Allein eben diese hatte sie vor ihrer Vermählung mit dem Grafen Lauzun demselben cedirt, und nun verlangte man es ausdrücklich, daß sie den Herzog von Maine damit bereichern sollte.

Sie würde dadurch ihren Gemahl wieder so mittellos gemacht haben, wie es vor seiner Vermählung mit ihr gewesen, und deshalb weigerte sie die Abtretung dieser Güter, als sie wahrnahm, daß man sie schon jetzt derselben berauben wollte.

Auch Herr Lamin beschwor sie, nicht nachzugeben; allein sie befürchtete, daß dann die Unterhandlungen wegen des Grafen Befreiung sich für immer zerschlagen möchten, und daß sie in diesem Falle selbst die Schuld davon trüge, wenn sie von ihrem Gatten bis zum Ende ihres Lebens getrennt bliebe, und die Betrachtung, daß es möglich sei, bestimmte sie endlich dazu, für den Fall, daß der Graf von Lauzun in Freiheit gesetzt würde, in die ihr zugekommenen Vorschläge zu willigen.

Auf die erhaltene Zusage, welche sie sich gleichfalls schriftlich vom Könige ertheilen ließ, fertigte sie die Urkunden aus, welche den Herzog von Maine in den Besitz der Grafschaft Eu, und in den des Herzogthums Aumale setzte; dagegen aber der Graf von Lauzun eine Entschädigung in baarem Gelde erhalten sollte, das man von

dem Einkommen eines Salzbergwerkes gewinnen würde, das sich im Gebiete von Languedoc befand. Auch das Herzogthum Fargeau dachte seine Gemahlin ihm zu.

Aber sie fand bald Ursache, ihre Leichtgläubigkeit zu bereuen, denn ihr Gemahl wurde nicht nach Paris zurückberufen, wie man es ihr doch fest versprochen hatte, sondern es war für ihn ein glücklicher Zufall, daß er nach der Festung Angers gebracht wurde.

Hier traf er nun wieder mit Constanzen, der Gattin des Gouverneurs von Pignerol, zusammen, der gegenwärtig dieselbe Stelle in Angers bekleidete, womit sich auch die Verpflichtung verband, daß er die vornehmsten Staatsgefangenen wöchentlich zweimal zu sich zu Tische laden mußte.

Ihre Trennnng hatte sechs Monate gedauert, und in dieser Zeit ihre gegenseitige Liebe sich vermehrt. Sie wünschten daher sehnsüchtig, ein näheres Verhältniß zwischen sich anknüpfen zu können, und fanden endlich dazu die Gelegenheit, als ein königliches Decret dem Grafen von Lauzun die Erlaubniß brachte, daß er, ohne die geringste Beschränkung seines Willens, innerhalb der Festung frei herumgehen dürfe.

Ein zweiter Umstand begünstigte die beiden Liebenden. Der Gouverneur ward krank und konnte längere Zeit sein Bett nicht verlassen.

Diese benutzte der Graf von Lauzun, bestach die Kammerfrau seiner Angebeteten, und brachte durch

diese es dahin, daß sie sich dazu entschloß ihn insgeheim zu sprechen, was jedoch anfänglich nur in Carolinens Stube, endlich später aber in dem Zimmer der von ihm geliebten Frau geschah.

Nun er ein Liebesverhältniß mit der schönen Dame angeknüpft hatte, das ihm vollkommen zusagte, sehnte er sich nicht mehr so eifrig, wie früher, befreit zu werden, und schrieb nicht einmal an seine Gemahlin, obgleich es ihm gestattet wurde.

Dieser Umstand verursachte es, daß sie daran glauben mußte, es sei seine Gefangenschaft ihm nicht erleichtert worden.

Sobald die Gräfin von Lauzun sich erst vollkommen davon überzeugt hielt, daß sie ihre reichen Besitzungen hingeopfert hatte, ohne dafür die Freilassung ihres Gemahls zu erlangen, gerieth sie in einen Zustand, der an Verzweiflung grenzte. Sie nahm mithin auch keine Rücksichten mehr auf den König, und noch weniger auf seine Favoritinnen, sondern sprach gegen Jedermann davon, auf welche Weise man sie um ihr Eigenthum betrogen hatte.

Die Höflinge, welchen sie diese Sache mittheilte, haßten in eben dem Grade die Frömmlerin Maintenon, wie es bei der Marquise von Montespan der Fall war. Sie urtheilten daher, daß die Prinzessin von Montpensier ein Recht dazu habe, sich damit über die ihr widerfahrene Ungerechtigkeit zu beklagen, und die Sache

machte ein grenzenloses Aufsehen. Die Frau von Maintenon hielt es mithin für nothwendig, dem Könige vorzustellen, daß er es nicht länger umgehen könne, den Grafen von Lauzun wirklich in Freiheit setzen zu lassen.

Kurz vor diesem Ereignisse starb der Gouverneur der Festung Angers, und dessen Gattin sah sich genöthigt, nach dem bestehenden Gesetze ihre Pension an einem anderen Orte zu verzehren. Die beiden Liebenden mußten sich also, zu ihrem bitteren Kummer darüber, trennen, und Constanze begab sich nach Amboise, wo eine Jugendfreundin von ihr als Witwe lebte.

Von dieser erfuhr sie nun die Familienverhältnisse des Grafen von Lauzun und überzeugte sich, daß er nicht im Stande war, ihr seine Hand zu reichen, wenn er auch wirklich wieder in Freiheit gesetzt wurde. Allein sie liebte ihn zu heftig, als daß sie sich dazu entschließen konnte, für immer ihr Verhältniß mit ihm aufzulösen.

Nur war sie anfänglich unentschlossen, was sie thun, ob sie ihn in Amboise bei sich empfangen sollte, als er ihr meldete, daß er nun frei die Festung Angers verlassen dürfe. Ja sie gelangte sogar zu dem Entschlusse, es zu verhindern, weil sie mit Recht befürchtete, daß ihr Ruf darunter leiden möchte.

Doch der Graf, der glauben mochte, daß es so kommen könnte, überraschte sie eines Tages durch seine Gegenwart, und weil ihm ihre geistreiche Unterhaltung,

ihr lebhafter Charakter mehr zusagte, als der etwas schwärmerische Gleichmuth seiner Gemahlin, deren empfindsames Wesen, wie er es nannte, ihn gelangweilt hatte, so wußte er durch Schmeicheln sich Constanzens Herz wieder zu erringen.

Er schlang sogar das Band, welches sie an ihn fesselte, täglich fester, und dachte immer mehr daran, ob denn eine kirchliche Trennung von seiner Gemahlin zu erlangen, durchaus zu den Unmöglichkeiten gehörte, und wollte jedes Mittel anwenden, um zur Erreichung seiner Wünsche zu gelangen.

Die Gräfin von Lauzun hatte es nun endlich dahin gebracht, daß der König ihrem Gemahle nur die eine Bedingung stellte, nicht mehr bei Hofe zu erscheinen, sonst aber ihn in Freiheit setzen ließ, und diese Zusicherung erhielt er in Amboise, von dem Könige selbst ausgefertigt, nebst einem Schreiben seiner Gemahlin, worin ihn diese in den zärtlichsten Ausdrücken aufforderte, doch um jeden Verzug zu ihr nach dem Schlosse Choisy sich zu begeben.

Der Elende überlegte nun, was ihm eher zum Ziele seiner Wünsche führen könnte und zweckmäßiger, wenn er dem Könige unumwunden erkläre, daß er nicht länger ehlich verbunden mit der Prinzessin von Montpensier zu bleiben die Absicht habe, mithin darum ihn angehe, daß er sich beim Papste wegen einer gesetzlichen Scheidung für ihn verwenden möchte; oder ob es nicht

besser sei, zu seiner Gemahlin zurückzukehren und sie, vermittelst einer rohen Behandlung dahin zu bringen, daß sie die Trennung ihrer Ehe bei dem Könige beantrage.

Er prüfte und beleuchtete die Sache nach allen Seiten hin, und weil er größere Vortheile für sich zu erlangen hoffte, wenn er das Letztere wählte, so entschloß er sich dazu, dieses Vorhaben auszuführen. Seine langdauernde Gefangenschaft konnte ja einen nachtheiligen Einfluß auf seine Sitten und auf seine Bildung ausgeübt haben; wofür er nicht verantwortlich zu sein glaubte.

Constanzen sagte er jedoch nur, daß er die Absicht habe, in Paris jedes Mittel zu versuchen, das ihm zu einer Scheidung von der Prinzessin von Montpensier zu verhelfen vermöchte, und wenn er dazu gelangen sollte, verspreche er dagegen ihr, die er anbete, seine Hand zu reichen.

Constanze kannte die Schlechtigkeit seines Charakters ebensowenig, wie früher die Prinzessin von Montpensier davon eine Ahnung hatte. Sie glaubte also seinen Vorspiegelungen, und er reis'te, mit seinen sündhaften Vorsätzen beschäftigt, schon nach wenigen Tagen nach Paris ab.

Ob er Constanzen schon damals mit der Absicht verließ, nie mehr zu ihr zurückzukehren, oder ob er es wollte und nur durch seinen Wankelmuth verleitet wurde,

anderen Sinnes zu werden, wie konnte man das Rechte davon errathen? Jedenfalls aber gedachte er sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, und mit diesem festgefaßten Vorsatze begab er sich nach Paris.

Die Gräfin Lauzun glaubte, daß ihrem Gemahle kein Fuhrwerk schnell genug sich weiter bewegen und kein Pferd geschwind genug zu ihr ihn tragen würde. Sie ließ darum in dringender Eile alle Anstalten zu seinem Empfange treffen, nachdem sie nur erst erfahren hatte, daß er nicht mehr gefangen gehalten werde, und erwartete dann, mit heißer Sehnsucht nach seiner Wiederumarmung, seine Ankunft im Schlosse Choisy. Aber es verging ein Tag nach dem andern, ja sogar eine Woche nach der andern, ohne daß er eintraf, oder ein Schreiben von ihm, worin er sein Ausbleiben entschuldigt hätte.

Diese Vernachlässigung kränkte sie über jeden Begriff, und ihr Auge wurde niemals trocken.

Aus diesem Grunde begab sie sich auch nicht nach Paris, weil sie befürchtete, daß man sie fragen möchte, warum ihr Gemahl, nun er doch in Freiheit sich befand, noch immer damit zauderte, sie aufzusuchen.

Endlich traf ein Brief von ihm ein; allein dessen Inhalt war nicht dazu geeignet sie zu beruhigen, oder die Ansprüche ihres Herzens zu befriedigen; denn er ent=

hielt keine Aeußerung, welche Zärtlichkeit, oder die Sehnsucht, sie wiederzusehen, ausdrückte, womit er doch sonst so freigebig gegen sie war; vielmehr schrieb er ihr nur ganz kurz, daß seine Gesundheit während einer so langen Gefangenschaft so sehr geschwächt worden sei, daß er, bevor er zu ihr reise, noch in Amboise wieder Kräfte dazu sammeln müsse.

Anfänglich fühlte sich die Gräfin verletzt, weil dieser Brief kurz und auch mit so vieler Kälte in seinen Ausdrücken, von ihrem Gemahle geschrieben war. Indessen suchte sie sich bald selbst dieses Umstandes wegen zu täuschen, indem sie annahm, daß sein Unwohlsein davon die Schuld trage, und so ganz anders ihn erscheinen lasse, wie sie ihn früher zu finden gewohnt war.

Sie antwortete ihm also umgehend, daß er sich zu ihr begeben möchte, um sich ihre Pflege gefallen zu lassen, und jede Bequemlichkeit, die er nur irgend wünsche.

Darauf zeigte er ihr den Tag seiner Ankunft an, und sie übernahm nun selbst die Ausführung mancher Einrichtung zu seiner Pflege mit einem von Entzücken so überfüllten Herzen, daß sie oft meinte, dessen zu schnelle Schläge müßten sie tödten, und hatte sie erst oft aus Schmerz über die Trennung von ihrem Gemahl geweint, so flossen ihre Thränen nun häufig aus Freude.

Frau von Riancourt und Herr Lamin beobach=

Gefahr ihr Leben dabei auf's Spiel zu setzen, noch an demselben Abende in das Haus ihrer Eltern zurück, besuchte aber in der Folge ihren Sohn zuweilen, und grämte sich in solchem Grade darüber, als ihre beiderseitigen Eltern ihre eheliche Vereinigung nicht zulassen wollten, daß sie in eine tödtliche Krankheit verfiel und endlich an deren Folgen starb."

„O, meine Mutter!" seufzte Herr Lamin, mit einer tiefen Bewegung des Gemüthes.

„Der Herzog schrieb ferner seiner Gemahlin, daß er seinen Sohn sorgfältig habe erziehen lassen, und bezeichnete Sie als solchen; dann bat er meine Freundin, ihm zu vergeben, daß er ihr die ihr nun abgelegten Geständnisse nicht früher entdeckt, weil er es Anna so angelobt habe. Indessen war dieser Brief noch nicht vollendet."

„O, wie glücklich bin ich, nun ich weiß, wem ich mein Leben zu verdanken habe, und daß ich eine so inniggeliebte Schwester besitze!" diese Worte sagte er mit tiefer Rührung, „und eher den Tod wollte ich erleiden," fügte er hinzu, „als jemals diese zu verlassen."

Sie setzten ihre Unterhaltung über den Allen so wichtigen Gegenstand noch lange fort, bis sich endlich ihr Blick in die Gegenwart richtete, und sie darauf kamen, was der König seiner Cousine befohlen hatte.

Herr Lamin hielt für gut, daß sie schon in den

nächsten Tagen nach Paris zurückkehrten, und dazu trafen sie nun eilfertig die Anstalten.

Sei es nun, daß der Gouverneur der Festung Pignerol wirklich an die Ursache glaubte, nach welcher der Aufenthalt in einer Festung seiner jungen Gattin nicht zusagte, hielt er dafür, daß sie sich noch fortgesetzt um den Verlust ihres Vaters so arg grämte, daß sie davon sehr leidend wurde, meinte er wirklich, daß sie deshalb von ihrem Herzeleid nicht genesen könnte, weil sie der Stelle zu nahe sei, wo sie ihren Vater durch den Tod verloren habe, hoffte er von einer Ortsveränderung, daß darauf seine Gattin mehr Anhänglichkeit an ihn zeigen würde, oder hatte er den rechten Grund ihres beständig kummervollen Aussehens errathen, ihre zunehmende Liebe zu den Grafen von Lauzun, die er durch sein Benehmen gegen sie schnell wieder anzufachen und in hellen Flammen zu erhalten wußte, die ihr Herz zu verzehren drohten: genug, er wünschte, an einen andern Ort versetzt zu werden, und trug bei dem Könige darum an.

Er wußte, daß dieser ihm sein Gesuch nicht abschlagen durfte, weil es auf einem Rechtsgrunde seine Stütze fand, der besagte, daß die Commandanten der verschiedenen Festungen im Lande alle sechs Jahre auf

eine andere Stelle kommen sollten, und er befand sich schon acht in der Festung Pignerol.

Wahrscheinlich ist es, daß er die Augensprache der beiden Schuldigen beobachtet und geglaubt hatte, es werde eine Entfernung von dem Orte, wo der Graf Lauzun sich aufhielt, die erst in ihrem Herzen für ihn aufkeimende Neigung seiner Gattin heilen; denn daß sie den Grafen schon vor ihrer Verheirathung geliebt hatte, davon empfand er keine Ahnung.

Jedenfalls führte ihn ein wichtiger Beweggrund fort aus der Festung Pignerol, allein er verbarg denselben sorgfältig vor seiner Gattin, und was er zu unternehmen die Absicht hatte und ausführte, worauf er zum Commandanten der Festung Angers ernannt wurde.

Seine Gattin glaubte ohnmächtig hinsinken zu müssen, als er ihr erst allein sagte, daß er schon nach vierzehn Tagen einen andern Posten antreten müsse, ihr den Ort ihres künftigen Aufenthaltsortes nannte, und darauf während der Mahlzeit in Gegenwart einiger Gefangenen seine Mittheilung wiederholte; aber der Gouverneur achtete nicht darauf, wie ebensowenig auf den Erguß ihrer Thränen, angeblich darum geweint, weil sie sich von dem Grabe ihres Vaters trennen müsse.

Vergebens sann der Graf von Lauzun darüber nach, wie er es möglich machen könnte, daß auch er nach

Angers gebracht würde, und weil er keine Ahnung davon empfand, daß der Gouverneur davon unterrichtet sei, daß er ein zärtliches Verhältniß mit dessen Gattin eingeleitet, welches er bei größerer Freiheit weiter fortzusetzen beabsichtige, so versicherte er ihm endlich ganz offenherzig, doch ja dahin zu wirken, daß auch er nach Angers versetzt würde.

Der Gouverneur versprach ihm, anscheinend ganz unbefangen und fest, seine Verwendung zur Erreichung seines Wunsches bei dem Könige, ohne sich vorzunehmen, ihm jemals diesen Gefallen zu erzeigen. Der Graf fühlte sich also deshalb beruhigt und sann nur darauf, wie er es anfangen müsse, um Constanzen dazu zu verlocken, daß sie ihm ihre Liebe, wie die Stärke derselben eingestände.

Zu diesem Zwecke stellte er sich in ihrer Nähe sehr traurig, und flüsterte ihr bei einer passenden Gelegenheit zu: „Wir werden getrennt werden; nun denn, so gestehen Sie mir in einem Briefe, den Sie mir ja heimlich zustecken können, ob Sie mich lieben, und in welchem Grade. Erfüllen Sie diesen billigen Wunsch nicht, so zerschmettere ich mir den Kopf an den Mauern meines Gefängnisses, denn ich habe dann nichts mehr zu verlieren.“

Constanze fürchtete, daß er Wort halten möchte. Sie flüsteree ihm also schnell zu: „Werden Sie dann

auch mit ruhiger Ergebung die eingetretene Veränderung unseres Schicksals ertragen?"

Der Graf machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe, und am folgenden Tage drückte sie ihm beim Ballspiel ein kleines Blättchen Papier in die Hand, worauf geschrieben stand, daß sie ihn liebe, und mit bitterem Schmerze einer Trennung von ihm entgegensehe.

Der Graf fand nicht mehr Gelegenheit, sie allein zu sprechen, oder auch nur ihr zu nahen, denn am folgenden Tage traf der neue Festungscommandant ein, an den ihr Gatte sogleich die Gefangenen überlieferte, ohne den Grafen von Lauzun noch einmal zu Tische zu bitten, noch einen Anderen.

Als er von ihnen Abschied nahm, sprach nicht allein der Graf von Lauzun den Wunsch aus, auch seiner Gemahlin Lebewohl sagen zu dürfen, sondern noch einige andere Gefangene wünschten es. Er erbat sich also von dem neuen Commandanten die Erlaubniß dazu, und dieser versammelte sie zu dem beabsichtigten Zwecke auf dem Rasenplatze, wo sie sich jeden Tag im Freien ergingen.

Constanze meinte zur Erde zu sinken, als sie nun Jedem einige freundliche Worte sagen mußte, und brachte diese kaum über ihre Lippen, als sie die Traurigkeit bemerkte, womit der Graf von Lauzun ihr gegenüberstand. Aber sie konnte nicht lange der darüber angestellten Betrachtung nachhängen, denn der neue Gouverneur war

Be=

bei Weitem strenger in der Erfüllung seiner Pflichten, als der frühere, und ließ darum die Gefangenen bald wieder in ihre Zellen bringen. Etwa eine halbe Stunde später saß sie schon im Wagen, und verließ an der Seite ihres Gatten die Festung Pignerol, mit welchem Gefühl, wäre schwer zu beschreiben.

Die Gräfin von Lauzun sah ihre Hoffnungen nicht erfüllt, denn der König wies hartnäckig jede Verwendung für ihren Gemahl zurück; darum also kam sie auch nur dann nach Paris, wenn die äußerste Nothwendigkeit dieses Opfer von ihr begehrte; außerdem hielt sie sich beständig im Schlosse Choisy auf, wo ihr Frau von Riancourt und Herr Lamin, der Herzog von Grammont, dessen Sohn und Schwiegertochter häufig Gesellschaft leisteten, die Schwester des Herzogs aber war schon vor ihrer Ankunft in Paris gestorben. Außer diesen angeführten Personen nahm die Gräfin Lauzun sonst keine Besuche an, und ihre Stimmung ward mit jedem Tage trüber. Endlich aber weigerte sie sich ganz und gar, ferner bei Hofe zu erscheinen, so dringend ihre Freunde sie zum Gegentheile ermahnten.

So verging ein volles Jahr, in welcher Zeit sie den Garten vom Schlosse Choisy noch verschönern ließ, sich aber nur sehr selten von dort entfernte, und dann

nur, um mit ihrer mütterlichen Freundin Riancourt kurze Spatzierfahrten zu unternehmen.

Am liebsten war es ihr wohl, wenn sie allein im Garten sich aufhielt, und zuweilen auch den Park besuchte, der sich hinter demselben bis zur Saine hinzog.

Dann hing sie nur ihren schwermüthigen Gedanken nach und betheuerte sich selbst, daß sie gerne ihr großes Vermögen hingeben, ja sich allenfalls von der Arbeit ihrer Hände ernähren möchte, wenn sie dadurch nur die Wiedervereinigung mit ihrem Gemahle bewirken könnte, an dem noch immer ihr Herz mit umwandelbarer Liebe und Treue hing und keine Ahnung davon empfand, daß er auch das kleinste Opfer, von ihr ihm dargebracht, nicht verdiente. Vielmehr ihn, der Trennung von ihr wegen, für eben so unglücklich hielt, als sie sich fühlte.

Eines Tages, als sie eben von einem solchen Spatziergange zurückkehrte, und ihr Weg sie an einer Stelle vorüberführte, von wo aus sie durch das Gitterwerk von Eisen, das den Garten einschloß und große Summen gekostet hatte, als es von ihrer Mutter war angeschafft worden, die Landstraße weit hinübersehen konnte, bemerkte sie, von dort herkommend, eine Carosse. Diese ward von vier Pferden gezogen, aber totzdem bewegte sich das Fuhrwerk nur langsam weiter.

Weil man von dem Wege, wo es herkam, nur nach dem Schlosse Choisy gelangen konnte, so blieb die Gräfin

erstaunt stehen und sah dem Wagen nach; denn sie vermochte nicht zu errathen, wem es eingefallen sein möchte sie zu besuchen, da sie schon längst jeden Umgang mit den Höflingen abgebrochen hatte und keinen der an ihrem Schlosse vorfuhr mehr annahm, Jedem zu wissen thun ließ, sie betrachte sich als eine Witwe, welche das Trauerjahr noch nicht zurückgelegt habe und eines an das andere zu knüpfen denke, mithin die Einsamkeit liebe und keine Verändernng in ihrer Lebensweise herbeizuführen wünsche.

Darauf erstieg sie einen Hügel von dem aus sie es wahrnehmen konnte, wenn der Wagen nach dem innern Schloßhofe kam, wie es nun wirklich der Fall war.

Er hielt still, und Jemand, der darin saß, sprach mit einem ihrer Diener, der nach dem Garten zeigte, worauf eine Dame ausstieg und ohne vorher sich ihr melden zu lassen, sich in den Garten verfügte.

Das durfte Niemand, ohne dazu ihre Erlaubniß erhalten zu haben, deshalb erstaunte sie noch mehr über diesen Vorfall und überlegte was sie thun, ob sie den ihr zugedachten Besuch annehmen, oder ihm ausweichen und auf einem kürzeren Wege als der war, denn die Dame eingeschlagen hatte, nach dem Schlosse dahin zurückkehren sollte. Doch indessen war die Dame ihr schon so nahe gekommen, daß die Gräfin sie erkennen konnte.

Es war die Witwe des Dichters Scarron, die

Gouvernante der Kinder, welche Ludwig XVI. mit der Frau von Montespan gezeugt hatte. Sie, die jetzt schon mit dem Plane umging, ihre dermalige Beschützerin aus dem Herzen des als veränderlich in seinen Neigungen bekannten Königs zu verdrängen. Wann das jedoch erst geschehen konnte, war für sie selbst noch ein Geheimniß, jedoch glaubte sie fest, daß dieser Zeitpunkt nicht mehr fern sei, und beabsichtigte, ihn zu benutzen, sobald sie ihn ihr näherrückend gewahr würde.

Die Gräfin empfand einen freudigen Schrecken, als sie diese Dame sah, deren künftige Macht man schon anfing am Hofe vorherzusehen, weshalb auch darüber gesprochen wurde, was die Gräfin wußte und nur mit dem Gedanken an die Befreiung ihres Gemahls beschäftigt, dachte, es habe der König die Madame Scarron zu ihr geschickt, um ihr die Begnadigung ihres Gemahls zu verkündigen.

Das hätte ihr bei längerem Ueberlegen unwahrscheinlich genug vorkommen müssen, allein dazu ließ sie sich keine Zeit, sondern eilte mit beflügelten Schritten, auf die eben Angekommene zu und rief ihr entgegen: „Sein Sie mit herzlich willkommen, Madame Scarron und noch mehr, wenn Sie mir gute Nachrichten mitbringen, was ich als gewiß voraussetze.“

Madame Scarron zeigte zwar immer viele Bescheidenheit in ihrem ganzen Wesen und Benehmen, aber auch etwas, das die vornehme Dame ankündigte, und

mit dieser Manier antwortete sie, wie die Worte der Gräfin überhörend: „Ihre Hohheit sehen mich im Auftrage Sr. Majestät des Königs hier. Allein ich bin nur im Stande, wenige Minuten bei Ihnen zu verweilen, weil ich noch heute in Versailles erwartet werde. Doch — erlauben Sie, daß ich mich niederlasse.“

Ohne die Antwort der Gräfin abzuwarten, ließ sie sich auf einer Gartenbank nieder, und die Gräfin folgte ihrem Beispiele mit innerem Aerger über so viele Anmaaßung.

Aber sie ließ diesen nicht bemerkbar werden, sondern sagte anscheinend mit Gleichmuth: „Und was lassen mir Se. Majestät befehlen?“

„Ich habe mit Ihrer Hoheit über eine Person zu sprechen,“ antwortete Madame Scarron, ungemein freundlich, „deren Schicksal Sie schon längere Zeit interessirt hat.“

„O, ich bitte, Madame, reden Sie,“ rief die Gräfin zu vorschnell aus, „hat mein vielgeliebter, königlicher Vetter endlich in die Befreiung des Grafen von Lauzun eingewilligt?“

„Nun“, erwiederte Madame Scarron und lächelte dabei, „Se. Majestät sind eigentlich nicht ganz abgeneigt —“

„O, Gott sei tausendmal dafür gepriesen!“ fiel ihr die Gräfin in die Rede, „doch sagen Sie mir, Madame Scarron, wann —“

Mit einem vornehmen Kopfneigen unterbrach sie die Gräfin, indem sie lächelnd sagte: „Seit wenigen Tagen durch die Gnade Sr. Majestät des Königs, Marquise von Maintenon, was freilich erst morgen dem Hofe bekannt gemacht wird. Indessen — warum sollten nicht Ausnahmen stattfinden. Um jedoch wieder auf den Gegenstand zurückzukommen, von dem wir vorhin sprachen, so sind noch nicht alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, welche der Befreiung des Herrn Grafen von Lauzun entgegenwirken.“

Die Standeserhöhung der Madame Scarron hatte zwar anfänglich der Gräfin Erstaunen eingeflößt, allein sie vergaß diese Sache bald, indem sie wieder an ihre Angelegenheit dachte, mithin in einer großen Spannung des Gemüthes fragte: „Hindernisse? Und welche sind es?“

„Es ist eigentlich nur eine Vermuthung von mir,“ antwortete Frau von Maintenon sehr freundlich, und wie sich entschuldigend, „aber ich denke — wenn ich mich nicht irre — was ich kaum glauben kann, daß es der Fall wäre — ja, ich möchte sogar behaupten, daß es Sr. Majestät eine Art von Kummer bereiten möchte, oder — wenigstens doch unangenehm wäre, wenn das Fürstenthum Dombos und die Grafschaft Eu in den Besitz eines gewöhnlichen Edelmannes käme, nachdem sie mehrere Jahrhunderte immer ein Eigen=

thum von irgend einem Mitgliede der königlichen Familie gewesen sind."

„Se. Majestät haben früher den Grafen von Lauzun zum Herzoge von Montpensier erhoben, bevor er nach der Bastille abgeführt wurde," erwiederte die Gräfin mit Empfindlichkeit im Tone, „und hat er aufgehört, das zu sein, so trägt nur der Umstand die Schuld davon, daß Se. Majestät der König veränderlich ist in seinen Beschlüssen."

„Ich wage es weder, Ihre Absicht zu bestreiten, noch ihr beizutreten," versetzte die Marquise, „oder gar über die Willensmeinung Sr. Majestät ein Urtheil zu fällen. Was ich jedoch als bestimmt und fest annehmen kann, ist, daß sich die Gedanken Sr. Majestät gegenwärtig oft mit einer Parabel beschäftigen, in der viel Sinn und Wahrheit enthalten ist."

„Wie!" rief die Gräfin mit Erstaunen aus, „von einer Parabel sprechen Sie, welche den König öfter beschäftigen soll? Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen."

„Ich bin seit längerer Zeit schon daran gewöhnt, eher die Gedanken Sr. Majestät zu errathen," sagte die Marquise mit Bedeutung im Tone, „als Alle, die seltener das Glück genießen, mit Sr. Majestät umzugehen, als es mit mir der Fall ist, und ich weiß deshalb Ihnen die Parabel — ihren Sinn meine ich — der eben den König beunruhigt, zu erklären. Sie aber werden ihn

gleichfalls schnell errathen, wenn Sie nur so gefällig sind, meine Aeußerungen und Andeutungen mit Aufmerksamkeit in ihren Gedanken zu verfolgen.“

„Sie finden mich dazu bereit,“ sagte die Gräfin, und schickte sich an, genau auf ihre Worte zu achten.

„Sehen Sie, meine Beste,“ versetzte nun die Marquise, „bedeutender Grundbesitz, der mit fürstlichen Prärogativen versehen ist, soll einem Manne von geringer Geburt zufallen, indessen der geliebte Sohn des Königs, der herrliche, vielversprechende Herzog von Maine, ohne irgend ein Besitzthum ist, weil sich die Gesetze jeder directen Schenkung an seine natürlichen Kinder unserem theuren Monarchen widersetzen.“

„Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, dem besitzlosen Herzog von Maine zu nahe zu treten, oder gar ihn kränken zu wollen,“ entgegnete die Gräfin mit Stolz, „als ich den Grafen von Lauzun, meinen Gemahl, bereicherte, und sollte mein königlicher Vetter zu dessen Nachtheil einen Vergleich anstellen wollen, so möchte er sicher eine neue Ungerechtigkeit begehen.“

Frau von Maintenon spielte mit ihrem Fächer, indem sie etwiederte: „So viel ist gewiß, daß diese Parabel —“

„Ach, Sie benutzen ein Wort, das gar nicht zu dem Sinne ihrer Behauptung sich eignet,“ unterbrach sie die Gräfin mit halbem Unwillen. Frau von Maintenon schien jedoch nicht darauf zu achten, sondern fuhr

mit völligem Gleichmuthe fort: „So viel also ist gewiß, daß Se. Majestät der König häufig sich mit dieser Parabel beschäftigen, deren Inhalt vielen Einfluß auf das Schicksal eines Mannes hat, dessen Freilassung Sie so angelegentlich zu wünschen scheinen. Das nur habe ich Ihnen andeuten wollen, weil ich warmen Antheil an Ihren Leiden nehme, und Sympathie für das Schicksal jedes unglücklich Liebenden besitze. Doch — wie spät ist es schon geworden. Ich muß darum schnell zufahren lassen, wie ich es sonst nicht liebe, um nur recht bald nach Versailles zu kommen, um da dem Unterrichte meines Lieblings, des Herzogs von Maine, beizuwohnen."

Die Marquise stand nun auf, und indem sie sich tief vor der Gräfin verbeugte, sagte sie zu dieser: „Möchten Ihre Hoheit es mir wohl erlauben, daß ich Ihnen zuweilen mit dem lieben Kleinen einen Besuch abstatte? Es ist ein allerliebster Prinz, dessen Geplauder wohl Ihre Hoheit erheitern dürfte."

Ohne die Antwort der Gräfin abzuwarten, verbeugte sich Frau von Maintenon noch tiefer, als vorhin, und verließ darauf so schnell den Garten, daß die Eigenthümerin desselben ihr nur in einiger Entfernung folgen konnte, und deshalb von ihrer Begleitung abstand.

Die Gräfin konnte sich leicht erklären, was es mit dem Besuche der Frau von Maintenon für eine Bewandtniß hatte, und von wem der Plan entworfen

worden war, dessen Ausführung ihren Gemahl um einen Theil der Schenkung bringen sollte, die er von ihr erhalten hatte.

Wäre sie nur ganz sicher gewesen, daß sie dieses Opfer nicht unnütz brachte, sondern wirklich die Freilassung ihres Gemahls damit erwirken könnte, so würde sie es willig gebracht und ihn durch andere von ihren Besitzthümern für seinen Verlust entschädigt haben, obgleich sie besonders schmerzhaft die Grafschaft Eu verloren hätte, wo sie als Kind so glücklich neben ihren Eltern in dem Schlosse, das denselben Namen führte, gelebt hätte. Allein Herr Lamin und Frau von Riancourt, welchen sie das Vorgefallene mittheilte, beschworen sie, sich nicht zu übereilen, indem sie annahmen, daß die ränkevolle Marquise von Montespan, im Einverständnisse mit Frau von Maintenon, sie nur überlisten wollten ohne daß der König die Absicht habe, den Grafen von Lauzun aus seiner Gefangenschaft zu befreien, und Frau von Riancourt setzte hinzu: „Glaube mir, daß es in jedem Falle besser sein wird, wenn Du ruhig die Fortsetzung der nun begonnenen Comödie abwartest, die gewiß bald dem Anfange derselben folgen wird.“

Herr Lamin war derselben Meinung, und schon nach wenigen Tagen überzeugte sich die Gräfin, daß Beide recht hatten, denn Frau von Maintenon unterließ es nicht, den von ihr angekündigten Besuch mit ihrem Zöglinge, dem kleinen Herzog von Maine, im Schlosse

von Choisy abzustatten, dem sie die Rolle, welche er hier durchführen sollte, so gut eingelernt hatte, daß er nicht einen Augenblick herausfiel, sondern so liebenswürdig-schmeichelnde Redensarten gegen die Gräfin aussprach, daß er durch sein Benehmen ganz gewiß deren ganze Liebe gewonnen, wenn sie nicht, mit Mißtrauen gegen seine Erzieherin erfüllt, nur an deren Zweck, sie zu überlisten und zu täuschen, gedacht hätte.

Aber sie konnte wenigstens dem ungemein schönen Knaben nicht böse werden, indem er sich so gegen sie benahm, wie man es ihm vorgeschrieben hatte, weil er den Zweck davon nicht verstand. Vielmehr begegnete sie ihm mit gewinnender Freundlichkeit und beschenkte ihn mit verschiedenen Gegenständen, die Werth für das anmuthige Kind hatten.

Diesen Umstand benutzte Frau von Maintenon zum Vortheile ihres Zöglings, wie sie meinte, indem sie diesen öfter kleine Briefchen an die Gräfin schreiben ließ, worin er ihr mit kindlicher Naivität die schmeichelhaftesten Benennungen gab, und endlich sie einlud, doch auch ja recht bald wieder, so wie früher, nach Paris zu kommen, was ihn sehr erfreuen möchte, weil er dann bei solcher Gelegenheit öfter das Glück genießen könnte, sie zu sehen und zu umarmen.

Herr Lamin rieth der Gräfin an, dieser, dem Knaben absichtlich in die Feder dictirten Einladung zu folgen, indem sie sich dann um desto eher überzeugen könnte,

teten sie dabei mit einer Wehmuth, die sie nicht ganz unterdrücken konnten, denn ihre Meinung stimmte vollkommen überein, daß sie nun am Wendepunkt ihres Glückes stand, und Beide glaubten gleich fest, daß sie bald ebensoviel Grund zu Kummer bekommen würde, wie sie sich nun auf die Ankunft ihres Gemahls freute, denn sein ganzes Benehmen dünkte ihnen unedel, und sie hielten ihn für kaltsinnig gegen seine Gattin geworden.

Darum sprachen sie nicht selten insgeheim darüber, welchen Eindruck es bei der Gräfin zuwege bringen würde, wenn sie erst die Erfahrung machte, daß sie von einem großen Irrthume befangen gewesen sei, als sie geglaubt habe, der Graf von Lauzun liebe sie um ihrer selbst willen.

Sie hatten Ursache, sich vor diesem Zeitpunkte zu ängstigen, den sie alsbald näherrückend betrachteten, da der lange anhaltende Schmerz über die Trennung von ihrem Gemahle, die Gesundheit der Gräfin bedeutend geschwächt hatte. So sah sie gewöhnlich in dem Grade blaß aus, daß man versucht wurde, zu meinen, sie sei ein Gebilde der Kunst, aus Marmor gearbeitet.

Während sie sich eines Tages damit beschäftigte, in der Nähe des Kamins, in dem das Feuer hell aufloderte, einen bequemen Lehnsessel für ihren, wie sie meinte, kranken Gemahl zurecht zu setzen, und ein Kissen hinzulegen, auf dem seine Füße ruhen sollten,

langte der Graf im Schlosse Choisy an, und Frau von Riancourt eilte an's Fenster, um zu sehen, ob sie wirklich recht gehört, als sie das Rasseln eines Wagens zu vernehmen geglaubt hatte.

Richtig, es war keine Täuschung, der Erwartete stieg eben aus, und Herr Lamin stand an der Kutsche, den eben Angekommenen zu bewillkommen.

Das rief sie der Gräfin zu und kehrte sich endlich nach ihr um; aber sie überzeugte sich gleich, daß diese sich nicht von der Stelle fortzurühren vermochte, wo sie sich beinahe krampfhaft an einem Sessel aufrecht erhielt, zitterte, und dabei todtenblaß aussah.

Frau von Riancourt eilte deshalb auf die Gräfin zu und wollte ihr ein Riechfläschchen vorhalten, das sie, nach der damaligen Mode, am Gürtel befestigt trug, aber ihre junge Freundin wies es zurück, indem sie mit beinahe wehmüthigem Tone sagte: „Es wird schon besser werden, wenn er mich erst mit der an ihm gewöhnten Zärtlichkeit wird begrüßt haben.“

Diese Worte ließen Frau von Riancourt keinen Zweifel, was die Gräfin eigentlich damit sagen wollte.

Sie kehrte nun wieder an das Fenster zurück, und erstaunte über die Leichtigkeit, womit der Graf aus dem Wagen sprang. Nein, so konnte es kein Kranker, und sie stellte darüber eine Betrachtung an, bis es ihr endlich einfiel, daß es wohl nothwendig sei, die Gräfin zu entschuldigen, weil sie nicht im Stande

sei, hinabzueilen, um ihn zu bewillkommnen. Allein in demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der Angekommene trat, gefolgt von Herrn Lamin, in das Zimmer.

Es waren keine Spuren von Krankheit bei ihm wahrzunehmen. Im Gegentheil sah er sehr wohl aus, und wollte nun zu seiner Gemahlin gehen, um sie zu begrüßen, als er mit Zeichen von Verlegenheit plötzlich auf halbem Wege stehen blieb und sie betrachtete, dann ihr die Hand reichte, die ihrige aber nicht einmal küßte, die ihm doch so viele Besitzthümer zugebracht, ihn, den armen Edelmann, zum reichsten in ganz Frankreich geschaffen hatte. Ebensowenig zeigte er sich beglückt durch ihren Wiederbesitz; kurz, sein ganzes Benehmen ward empörend.

Sowohl Frau von Riancourt, wie Herr Lamin, hielten dafür, daß sich sein Gefühl völlig umgewandelt habe, seine Liebe für seine Gemahlin, wenn er ja jemals welche für sie empfunden, völlig erkaltet war. Besonders aber sie selbst hielt sich in den nächsten Minuten ihres Wiedersehens überzeugt, und ihr Herz schlug deshalb, von Schmerz erfüllt, beinahe krampfhaft. Aber trotzdem bekämpfte sie das, was in ihrem Innern vorging, und zeigte sich so liebevoll, wie früher, diesem Unwürdigen.

Doch eben der Umstand war es, der ihn bewog sich noch deutlicher kalt gegen sie zu benehmen, um ihr endlich einmal die Ueberzeugung aufzudringen, daß er

aufgehört habe, sie zu lieben, womit er auch seinen Zweck erreichte, und vollends, als er später ein eigenes Schlafzimmer für sich beanspruchte.

Er gab dabei vor, daß ein Uebelbefinden, welches zuweilen plötzlich, besonders aber in der Nacht bei ihm einkehre, ihn dann nöthige sein Bett zu verlassen, im Zimmer auf- und niederzugehen, und wies seine Gemahlin endlich rauh zurück, als sie behauptete, daß sie eben dieses Uebelbefindens wegen es für recht halte, ihn nicht zu verlassen.

Da erwachte mit einemmale ein solcher Grad von Stolz in ihrem Innern, daß sogar ihre Liebe zu einem Nichtswürdigen davor verstummte, und sie beschloß in einem einzigen Augenblicke, daß sie aufhören müsse, sich weiter ihm aufzubringen. Sie fügte sich also darum in jede Anordnung, welche er traf, und damit fortfuhr, ihr Herz zu verletzen.

Kein Wort, das eine Klage über sein total verändertes Benehmen ausgedrückt hätte, entschlüpfte ihren Lippen, und nur wenn sie sich mit ihren Freunden allein befand, flossen ihre Thränen, indem sie ihnen gestand, daß sie sich jetzt noch weit unglückseliger fühle, als sie es getrennt von ihrem Gemahle gewesen.

Der König glaubte Ursache zu haben, der Gräfin von Lauzun eine Freude dadurch zu bereiten, daß er ihrem Gemahle die Erlaubniß zukommen ließ, wieder am Hofe erscheinen zu dürfen. Aber nur bei diesem erreichte er seinen Zweck, denn der Graf dachte nicht

daran, seine Gemahlin aufzufordern, daß sie ihn begleiten möchte, wenn er nach Paris reis'te, was nun sehr häufig geschah; weshalb sie also ohne ihn im Schlosse Choisy verweilte, nur im Umgange mit ihren Freunden.

Endlich bezog er sogar für längere Zeit ihren Palast Luxembourg, unter dem Vorgeben, hier seinem Arzte näher zu sein, obgleich keine Spur von Krankheit bei ihm wahrzunehmen war, und dadurch bewies, daß man sich nicht irrte, wenn man ihn für völlig gesund hielt, daß er Gesellschaften gab, deren Theilnehmer ihm besonders zusagten, größtentheils Personen, die einen entschieden schlechten Ruf besaßen, obgleich sie sich zu dem Kreise der Höflinge zählen konnten. Unverheirathete Männer, die unzählbar viele Liebschaften hatten, spielten, und sonst leichtsinnige Handlungen genug ausübten, welchem Beispiele der Graf von Lauzun immer häufiger folgte, berüchtigte Schauspielerinnen unterhielt, und große Summen auf solche Weise verschwendete.

So glaubte er es schnell dahin zu bringen, daß seine Gemahlin auf eine Scheidung von ihm beim Könige antrage. Weil sich jedoch die Erfüllung seiner Hoffnung verzögerte, so entschloß er sich dazu, seinen Plan in anderer Weise auszuführen.

Die Gräfin hatte sich in der letzten Zeit in's Unglaubliche in ihrem Aeußern verändert; so sehr, daß ihre Freunde dafür hielten, wenn ihr Gemahl in der

begonnenen Art fortfahre, ihr Herz zu verwunden, das Ziel ihres Lebens wohl nicht mehr fern sein konnte, weshalb sie den Strafbaren förmlich verabscheuten.

Eines Tages kam er unerwartet nach dem Schlosse Choisy, um sich zu überzeugen, wie sein Benehmen auf seine Gemahlin möchte gewirkt haben.

Er fand es ganz so, wie er es wünschte, aber statt Mitleid mit ihrem Zustande zu empfinden, der deutlich genug beklagenswerth Jedem erscheinen mußte, der sie nur ansah, beschloß er vielmehr, nicht auf halbem Wege bei der Ausführung seines Planes stehen zu bleiben, weil er sich immer lebhafter nach einer Scheidung von ihr sehnte. Er begegnete ihr also jetzt, indem er wieder im Schlosse Choisy verweilte, auf eine sie und ihre Freunde vollends gegen ihn empörende Weise so lange, bis er seine Absicht erreicht hatte.

Buchstäblich wiederholt es uns die Geschichte, wie weit er seinen Frevel damit trieb, ihr Herz tödtlich zu verwunden; das Nachstehende beruht mithin eben so genau auf Wahrheit, wie der ganze Verlauf dieser Erzählung.

Obgleich die Begegnung, welche Louise von Orleans, eine Prinzessin von königlichem Geblüte, die nächste Verwandtin von Ludwig XIV., von ihrem lasterhaften Gemahle zu erdulden hatte, in's Unglaubliche sich ausdehnte, und darum kaum mehr zu ertragen war, so erlaubte sich seine unglückliche Gemahlin doch nie,

gegen Fremde eine Klage über ihn auszusprechen, kaum einmal gegen ihre Freunde, die mit bitterem Schmerze es mitansahen, was sie fortgesetzt Schweres zu leiden hatte. Frau von Riancourt und Herr Lamin kannten also nur die Größe ihres Elends durch den Augenschein. Sie und Clara, welche öfter, wie ihr Gemahl und der Herzog von Grammont, nach dem Schlosse Choisy kamen, weil die beiden Letztern den Grafen jetzt zu sehr haßten, als daß sie mit ihm unter einem Dache verweilen wollten, was jedoch Clara um ihrer Freundin willen that, die mehr als einmal mit Thränen sie darum beschwor.

Anfänglich wagten ihre Freunde, ohne Vorwissen der Gräfin, ihrem Gemahle Vorstellungen wegen seinem Verfahren gegen sie zu machen. Allein er benahm sich nun auch gegen sie eben so ungezogen, wie gegen seine Gemahlin, deren Uebelbefinden er nicht berücksichtigte, und es endlich zu einem durch die Geschichte uns getreu aufbewahrten Fall brachte, der die Umstände änderte.

Unendlich oft beschworen ihre Freunde die Gräfin, sie möchte sich doch lieber von dem Elenden trennen, der es ja doch augenscheinlich darauf nur anlege. Allein sie schüttelte nur jedesmal dabei wehmüthig-lächelnd den Kopf, und duldete zwei volle Jahre eine so grausame Begegnung. Dann aber war das Maaß ihrer Geduld zum Ueberfließen voll, und ihre Leiden mußten nun eine Aenderung bekommen.

Eines Tages befand sich der Graf auf der Jagd, und seine Gemahlin mit Frau von Riancourt hielten sich im Garten auf, wohin auch Herr Lamin später eintraf, den sie, wie schon so oft, beschworen, doch nie sich in der Art zu vergessen, daß er den Grafen von Lauzun seines Betragens wegen zur Rede stelle, was er ihnen versprach, obgleich es ihm schwer genug fiel, ihr Begehren zu erfüllen.

Die beiden Damen saßen mit einer Handarbeit beschäftigt, und Herr Lamin las ihnen vor.

Der Graf wußte, daß dieser ein natürlicher Sohn des verstorbenen Herzogs von Orleans, und seiner Gemahlin unentbehrlich wegen der Verwaltung ihres Vermögens war, weshalb er wenigstens seine Gegenwart jedesmal übersah.

Früher, als sie ihn zurückerwartet hatten, kam er nun in den Garten, und wie jedesmal, wenn er in ihrer Nähe sich aufhielt, fühlte die Gräfin eine beinahe bemerkbare Beklommenheit, weil sie dann jeden Augenblick befürchten mußte, daß er in irgend einer Weise ihr Herz verletzen möchte, wie es auch nun und auf die schrecklichste Art so kam.

Er hatte sich auf einer Bank neben seiner Gemahlin niedergelassen, und diese, wie Frau von Riancourt und Herr Lamin, sahen nun mit zunehmendem Erstaunen, daß er Anstalten traf, um sich die Stiefeln auszuziehen, und einem in der Nähe arbeitenden Gärt-

ner dabei zurief, er möchte in das Schloß eilen und seinem Kammerdiener auftragen, ihm Pantoffeln zu bringen, die er in seinem Zimmer finden würde.

Vergebens zerrte er einige Augenblicke an seinen Stiefeln, ohne sie vom Fuße zu bekommen, weil es ein ungewohntes Geschäft für ihn war. Deshalb gerieth er schnell in Aerger und hielt endlich, gewiß wohlüberlegt, seiner Gemahlin den Fuß hin, indem er ihr zuherrschte: „Louise von Orleans, zieh' mir die Stiefeln aus!*)"

Anfänglich erstarrten alle Gegenwärtigen gleichsam über diesen hohen Grad seiner Rohheit. Doch im nächsten Augenblicke standen sie, wie verabredet, zugleich auf und wollten sich entfernen. Herr Lamin mit einer Wuth, die er kaum mehr zu unterdrücken vermochte und nur durch einen flehenden Blick der Gräfin dazu aufgefordert, noch ihren Ausbruch zurückhielt.

Indem diese aber an ihrem unwürdigen Gemahl vorbeieilen wollte, hielt er sie davon zurück, und versetzte ihr einen Stoß mit dem Fuß, was jedoch nur Frau von Riancourt sehen konnte, weil ihnen Herr Lamin vorausgeeilt war, indem er befürchtete, daß er seinen Zorn nicht mehr länger würde beherrschen können.

Frau von Riancourt glaubte, die Gräfin würde ohnmächtig werden; aber im Gegentheile riß sie sich,

---

*) Getreu nach der Geschichte. Die Verf

kräftig durch die erlittene Schmach geworden, los, um nach dem Schlosse zu eilen.

Es lag in ihrer Absicht, der Dienerschaft zu befehlen, daß sie den Grafen von Lauzun fesseln möchten, und dann nach Paris zu fahren, zum Könige, diesem zu bekennen, was sie in den letzten Jahren Alles von ihrem Gemahle zu erleiden gehabt hatte, obgleich sie wissen konnte, was für eine Strafe ihm dafür zu Theil wurde. Gewiß lebenslängliche Einkerkerung in der Bastille, denn Ludwig XIV. mußte so die ihr widerfahrene Beleidigung rächen.

Noch wenige Augenblicke zuvor hätte sie es nicht über sich vermocht, ihm ein solches Schicksal zu bereiten, aber nun handelte die Verzweiflung aus ihr, und sie wußte kaum, was sie unternahm.

So legte sie mit beflügelten Schritten so schnell den Weg nach dem Schlosse zurück, daß Frau von Riancourt nicht eben so dahin folgen konnte. Aber indem sie um eine Hecke bog, erstarrte ihr Fuß und sie stürzte mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden, denn der Alte, denn sie schon zweimal gesehen, dessen Züge so auffallend dem ältesten Ahnherrn der Familie Orleans glichen, stand plötzlich vor ihr, und drohte ihr mit dem Finger.

Das behauptete die Gräfin später zu allen Zeiten gegen ihre Freunde und wies deren Versicherung hartnäckig zurück, daß ihre Phantasie, aufgereizt durch die

eben erlittene Mißhandlung, nur ein Trugbild ihr vorgegaukelt habe. Ja, sie richtete sogar darnach später ihr Verfahren ein.

Frau von Riancourt rief nun schnell Herrn Lamin herbei, den sie in einer kurzen Entfernung, im Begriffe, nach dem Schlosse zu eilen, sah, und dann einen von der Dienerschaft, dem sie befahl, eine Sänfte zu besorgen.

In dieser brachte man die Gräfin in ihr Zimmer, wo sie sich auf einem Ruhebette bald erholte, und ihren Lieben die Erscheinung, welche sie abermals gesehen hatte, nun mittheilte. „Ach," setzte sie hinzu, „er hatte mich damals durch die mir aufgedrungene Zeichnung gewarnt; ihr Inhalt sollte mir andeuten, wie Alles kommen würde, aber ich folgte ihm nicht, und er will deshalb, daß ich die Strafe dafür erdulden solle, ohne mich zu rächen. So lege ich mir seine Drohung aus, und gebe meinen im Garten plötzlich gefaßten Vorsatz auf, dem Könige zu bekennen, was mich ein Unwürdiger, zum Lohne für alle ihm gebrachten Opfer, seit seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hat leiden lassen, wie hart, roh und grausaum er noch zuletzt mir begegnete, wodurch ich ihm mindestens lebenslängliche Einkerkerung in der Bastille, wo nicht gar Todesstrafe zuziehen würde, weil ich von Königen abstamme. Aber eben so fest, wie diese Absicht, steht mein Entschluß, mich für immer von dem Grafen

trennen. Möge er die Freude darüber genießen, wenn ich nur ferner nicht mehr genöthigt bin, seine Kränkungen zu erdulden.

Frau von Riancourt und Herr Lamin bestärkten noch diesen Entschluß durch ihr Zureden.

Der Graf mochte überlegt haben; daß er zu weit gegangen war, und dafür die Strafe fürchten. Er verließ also gleich das Schloß, als er nur erst wußte, daß er Niemanden, dem er gerne ausweichen wollte, mehr begegnen würde.

Länger als sechs Monate erfuhr seine Gemahlin nicht, wo er sich indessen aufhielt, und nur erst, als er sich überzeugen mußte, daß sie keinem Menschen das Vorgefallene entdeckt hatte, verfügte er sich nach Paris.

Hier logirte er sich im Hotel Luxembourg ein, besuchte, wie früher, den Hof und es erfuhr Niemand, um welcher Ursache willen er von seiner Gemahlin so gut wie gesetzlich getrennt blieb, denn er begab sich ebensowenig nach dem Schlosse Choisy, wie sie nach Paris, und lebte von dem Einkommen der Besitzungen, welche sie ihm noch in den Tagen ihres Glückes verschrieben hatte, und von dem, was er aus Salzbergwerken von Languedoc durch den König bezog, was freilich bei weitem nicht so viel betrug, nicht ein Viertel, als ihm die Grafschaft Eu und das Herzogthum Aumale eingebracht haben möchte, wenn er nicht an den natürlichen Sohn des Königs Beides hätte abtreten müssen.

Immer umgeben von ihrer mütterlichen Freundin Riancourt, und von Herrn Lamin, welchen sich auch nun öfter der Herzog von Grammont, dessen Sohn und seine Gemahlin beigesellten, weil sie nicht mehr befürchten durften, den ihnen so verhaßten Grafen von Lauzun bei ihr anzutreffen, lebte dessen Gemahlin in der Folge nur der Ausübung ihrer christlichen Pflichten, dachte nur daran, wie sie Nothleidende trösten und unterstützen konnte, und war jeden Vormittag einige Stunden nur für solche zu sprechen.

Herr Lamin verlegte die Canzelei, worin er täglich zugegen sein mußte, wenn auch nur um sich zu überzeugen, wie man seine Befehle erfüllt hatte, in ein großes Haus, welches die Gräfin zu diesem Zwecke ankaufen ließ, weil es sich auf der Hälfte des Weges von Paris nach dem Schlosse Choisy befand. Er konnte mithin, ohne Unbequemlichkeit dadurch zu erleiden, dort wohnen, und als er die Nachricht von dem Tode des Herrn Villers durch seine Pflegemutter erhielt, ließ er mit Bitten nicht nach, bis diese sich entschloß, zu ihm zu kommen, da auch die Gräfin von Lauzun darauf bestand, die sich von ihrer Umgebung wieder ebenso nennen ließ, wie man ohnehin sonst bei Hofe nicht aufgehört hatte sie mit dem Titel Hoheit zu bezeichnen und Prinzessin von Montpensier.

Louise von Orleans ließ sich in ihrem letzten Lebensjahre noch einmal von demselben Künstler malen, der sie als Braut so vollendet schön durch seinen Pinsel dargestellt hatte.

Jetzt trug sie einen schwarzen Anzug. Ein eben solcher Schleier umwallte sie bis zu den Füßen, und man konnte, ohne das tiefste Mitgefühl mit ihr zu empfinden, diesen Gegensatz von dem jugendlich dargestellten Mädchen, mit der Rose im Haar nicht betrachten, denn todtenblaß und hager, wie kaum denkbar, sah Louise von Orleans auf dem Gemälde aus, das sie in ihrem jetzigen Zustande vorstellte.

Es war am 5. März **1693**, als sie sich bei weitem leidender, als sonst, befand, jedoch nicht dazu zu bewegen war, daß sie sich zu Bette begab.

Nur auf einem Sopha lag sie, als sie zu ihrem natürlichen Bruder, der neben ihr saß und ihre Hand umschlossen hielt, sagte: „Heinrich, wenn ich werde ausgelitten haben, so begieb Dich nach Paris zu dem Grafen von Lauzun, theile ihm mit, daß ich ihm jede Kränkung und jede Beleidigung vergeben, die ich durch ihn erlitten habe. Ja, auch sogar seine letzte thätliche Mißhandlung, denn solche Liebe, wie ich sie für ihn gefühlt, erlöscht nie ganz in dem Herzen, das sie empfindet; sie reicht noch über das Grab hinaus.“

Vorher schon hatte sie allen ihren Lieben, die auch nun um sie versammelt waren, für die Ausdauer ihrer

Freundschaft gedankt, die sie von jeher bewiesen, und für die Geduld, womit sie die Aeußerungen ihres schweren Kummers immer gleich gütig gegen sie angehört hatten.

Nun aber sprach sie nicht mehr, sondern sie lag mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen da, bis der letzte Seufzer ihrer Brust enteilte.

Sie hatte so viel Gutes ausgeübt, und war so fromm, daß man sie nach ihrem Tode wie eine Heilige in der ganzen Umgebung des Schlosses Choisy verehrte, und unzählbar viele Thränen flossen ihrem Andenken, von Solchen geweint, die sie liebten.

Das Schloß Choisy fiel zwar dem Könige als ein Vermächtniß seiner Cousine zu, allein er forderte Frau von Riancourt dringend auf, mit ihrer ganzen jetzigen Umgebung darin zu bleiben, was sie annahm. Konnte sie doch so von ihrem bedeutenden Jahrgehalte, das die Dahingeschiedene ihr für den Rest ihres Lebens ausgesetzt hatte, hier am bequemsten in der Nähe ihrer Tochter leben, und diese ebenso bei ihr.

Den größten Theil ihres großen, baaren Vermögens hatte die Verstorbene ihrem natürlichen Bruder Heinrich vermacht, das Uebrige den Armen, und ihren kostbaren Schmuck ihrer Herzensfreundin Clara. Auch milde Stiftungen waren von ihr reichlich bedacht worden.

Der Graf von Lauzun heirathete nicht lange nach dem Tode seiner Gemahlin, nicht etwa Constanze, die

Witwe des ehemaligen Gouverneurs von Angers, sondern die sechzehnjährige Tochter des Marschalls von Lorges, und der König gab ihm, weil es ihm unbekannt geblieben war, in welchem Grade schlecht der Graf die Prinzessin von Montpensier behandelt hatte, den Titel: Herzog. Seine junge Gemahlin brachte ihm ein großes Vermögen zu, und er erreichte ein hohes Alter.

Ob es wohl noch Stunden gab, in welcher Zeit er bereute, wie er das Leben eines wahren Engels vergiftet und ihren Tod herbeigeführt hatte? Wer vermöchte es zu behaupten. Aeußerlich ließ er es wenigstens nicht wahrnehmen, sondern war stets heiter und froh, denn — es war ein Mann.

Ende des zweiten und letzten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.

Satori-Neumann, Johanna

Louise, Prinzessin von Montpensier Historischer Roman aus der Pariser vornehmen Welt von J. Satori-Neumann

Bd.: 2

Grimma [u.a.] (1852)

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125529-8